

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

„Das Kapital“

Michael Quante

A TRAVELLER'S GUIDE.
KARL MARX' PROGRAMM
EINER KRITIK DER POLITISCHEN
ÖKONOMIE

Werner Plumpe

„DIES EWIG UNFERTIGE DING“.
„DAS KAPITAL“ UND SEINE
ENTSTEHUNGSGESCHICHTE

Ulrike Herrmann

„DAS KAPITAL“ UND
SEINE BEDEUTUNG

Hans-Werner Sinn

WAS UNS MARX HEUTE
NOCH ZU SAGEN HAT

Dietmar Dath

HINSCHAUEN STATT GLAUBEN.
EIN ERFAHRUNGSBERICHT AUS
DER LANGSTRECKEN-
MARXLEKTÜRE

Beatrix Bouvier

KARL MARX:
BILDNIS UND IKONE

Niko Paech

POSTWACHSTUMS-
ÖKONOMIK. WACHSTUMS-
KRITISCHE ALTERNATIVEN
ZU KARL MARX

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Das Kapital

APuZ 19–20/2017

MICHAEL QUANTE

A TRAVELLER'S GUIDE. KARL MARX'
PROGRAMM EINER KRITIK
DER POLITISCHEN ÖKONOMIE

„Das Kapital“ bietet einen nahezu unerschöpflichen Reichtum philosophischer Einsichten. Jeder Reiseführer muss eine Auswahl treffen. Anhand systematisch zentraler Aussagen wird die kritische Sozialphilosophie von Karl Marx im Grundriss kenntlich gemacht.

Seite 4–9

WERNER PLUMPE

„DIES EWIG UNFERTIGE DING“. „DAS KAPITAL“
UND SEINE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE

„Das Kapital“ hat Marx persönlich nie vollendet. Selbst den ersten Band hat er wohl nur unter starkem Druck aus der Hand gegeben. Dafür sprechen die vielen Korrekturen, die Marx an der zweiten deutschen Auflage und an der französischen Übersetzung dieses Buches vornahm.

Seite 10–16

ULRIKE HERRMANN

„DAS KAPITAL“ UND SEINE BEDEUTUNG

Karl Marx hat als erster Ökonom erkannt, dass der Kapitalismus zur Konzentration neigt. Der permanente Einsatz von Technik sorgt dafür, dass am Ende nur noch Großkonzerne übrig bleiben. Ausgerechnet der Wettbewerb hat zur Folge, dass kein Wettbewerb übrig bleibt.

Seite 17–22

HANS-WERNER SINN

WAS UNS MARX HEUTE NOCH ZU SAGEN HAT

Ist Marx obsolet? Mitnichten, denn obwohl Marx die sozialistische Revolution prognostiziert und gefordert hat, hat er nur wenig über den Sozialismus geschrieben, sondern sich mit der Funktionsweise der kapitalistischen Marktwirtschaft beschäftigt.

Seite 23–28

DIETMAR DATH

HINSCHAUEN STATT GLAUBEN.
EIN ERFAHRUNGSBERICHT AUS
DER LANGSTRECKEN-MARXLEKTÜRE

„Das Kapital“ kann jahrelange Lektürezeit in Anspruch nehmen. Wenn man dabei die wirkliche Welt nicht aus den Augen verliert, kann eigene Weltbeobachtung die Orientierung im Buch erleichtern, wie das Buch umgekehrt dabei hilft, die Welt zu verstehen.

Seite 29–33

BEATRIX BOUVIER

KARL MARX: BILDNIS UND IKONE

Fast immer haben wir ein bestimmtes Bild vor Augen und im Kopf, wenn von Karl Marx die Rede ist. Wie wurde es zur Verkörperung der Ikone Karl Marx? Welchen Weg nahm das Bild vom 19. ins 20. Jahrhundert und welche Bedeutung hat es heute noch?

Seite 34–40

NIKO PAECH

POSTWACHSTUMSÖKONOMIK.
WACHSTUMSKRITISCHE ALTERNATIVEN
ZU KARL MARX

Marx wird regelmäßig zugutegehalten, er habe bereits früh naturzerstörerische Wirkungen kritisiert. Doch das Dogma seiner Arbeitswertlehre, wonach allein Arbeit Wert erzeugen kann, blendet den Beitrag ökologischer Plünderung zur Wertschöpfung aus.

Seite 41–46

EDITORIAL

„Sein Name“, kündigte Friedrich Engels 1883 bei der Beerdigung von Karl Marx an, „wird durch die Jahrhunderte fortleben und so auch sein Werk“. Dass Marx als Kristallisationspunkt des Sozialismus eine große Wirkung auf die politische Weltgeschichte hatte, ist eine Binsenweisheit. Dennoch ist die heutige Marx-Faszination erstaunlich: 150 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes von Marx' Hauptwerk „Das Kapital“ besteht immer noch großes Interesse an seinen Schriften sowie daran, sie zu verstehen und in Lesekreisen über ihre „richtige“ Auslegung zu diskutieren.

Marx selbst bezeichnete sein Hauptwerk als „Saubuch“, weil sich der Schreibprozess immer länger hinzog. Zu Lebzeiten konnte er nur den ersten Band beenden. Erst nach seinem Tod veröffentlichte Engels den zweiten und dritten Band aus den vorhandenen Manuskripten. Über die Gründe der Nichtvollendung wird bis heute spekuliert: Waren es Marx' gesundheitliche Probleme, seine materielle Not oder seine bisweilen unsystematische Arbeitsweise, die ihn vom Schreiben am „Kapital“ abhielten? Oder stand er schlichtweg vor theoretischen und konzeptionellen Widersprüchen, die er nicht auflösen konnte?

Nachdem Marx mit dem Ende der Sowjetunion 1991 „in der Praxis“ widerlegt zu sein schien, erlebte sein Werk mit dem Beginn der globalen Finanzkrise eine Renaissance: So war „Das Kapital“ in der Hochphase der Krise im Oktober 2008 zeitweise vergriffen und musste nachgedruckt werden. Banken-, Wirtschafts- und Staatsschuldenkrise hielten das Interesse aufrecht. Doch was erwarten Leserinnen und Leser in Krisenzeiten von einer tausendseitigen ökonomischen Studie, deren Lesart umstritten ist und deren Lektüre Jahre beanspruchen kann? Oder anders: Warum leben Marx und sein Werk durch die Jahrhunderte fort?

Lorenz Abu Ayyash

A TRAVELLER'S GUIDE

Karl Marx' Programm einer Kritik der politischen Ökonomie

Michael Quante

Das Hauptwerk von Karl Marx erschien erstmals vor 150 Jahren; es stellt den ersten Band seines Programms einer „Kritik der politischen Ökonomie“ dar und ist dem „Produktionsprozess des Kapitals“ gewidmet. Marx selbst konnte zu seinen Lebzeiten noch die zweite Auflage dieses ersten Bandes realisieren und verschiedene Übersetzungen selbst anfertigen oder begleiten. Der zweite und der dritte Band seines Forschungsprogramms wurden postum von Friedrich Engels herausgegeben; gleiches gilt für die dritte und vierte Auflage des ersten Bandes, von denen letztere in der deutschsprachigen Marxrezeption kanonisch geworden ist und auch in diesem Beitrag verwendet wird.⁰¹

Im Folgenden sollen „Kurzreisenden“ einige der zentralen Gedanken präsentiert und in Form kurzer Erläuterungen zugänglich gemacht werden. Angesichts der Komplexität und des Reichtums der marxischen Theorie kann ich hier nur eine Auswahl bieten. Deshalb seien die beiden Auswahlkriterien genannt, die diesem „Reiseführer“ zugrunde liegen: *Erstens* werden zentrale Theoriebausteine präsentiert – nicht die in „Das Kapital“ zahlreich zu findenden, glänzend geschriebenen Darstellungen historischer Umstände. Erstere, nicht Letztere machen die Aktualität der marxischen Analyse aus und sind ohne Erläuterungen nur schwer verständlich. *Zweitens* hat Marx sein Forschungsprogramm als Kritik der politischen Ökonomie verstanden; sie ist eine kritische Sozialphilosophie und keine ökonomische Theorie im Sinne einer empirischen Einzelwissenschaft. Entgegen einem bis heute weit verbreiteten Missverständnis gilt es, den genuin philosophischen Charakter der marxischen Konzeption zu erkennen und anzuerkennen. Dies soll mit der Zitatauswahl unterstrichen werden. Das Denken von Marx ist als kritische Gesellschaftstheorie nach wie vor aktuell und sollte nicht als ökonomische Theorie des 19. Jahrhunderts ins Museum der heute überholten Ideen gestellt werden.

„Zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse ein Wort. Die Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht. Aber es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.“ (S. 16)

Schon im Vorwort zur ersten Auflage bemüht sich Marx vorbeugend darum, seine Konzeption vor Missverständnissen zu schützen. Hier weist er darauf hin, dass es ihm weder um eine moralische Kritik des Kapitalismus geht, noch die Zuschreibung moralischer Schuld an einzelne Individuen beabsichtigt ist. Gegenstand ist vielmehr die strukturelle Analyse der Funktionsweise, der Leistungsstärke, aber auch Leistungsgrenze eines ganz bestimmten ökonomischen Systems: des Kapitalismus. Es geht nicht um individuelle Personen und deren individuelle Absichten, sondern um sozial-funktional definierte Rollen, die den Individuen in diesem System zukommen.

Diese Bemerkung des Vorworts wirft Fragen auf, die die Auslegung der Konzeption von Marx bis heute beschäftigen: Hat seine Kritik des Kapitalismus überhaupt keine moralische Dimension? Was ist damit gemeint, dass historische Prozesse als naturgeschichtlich begriffen werden? Vertritt Marx einen geschichtsphilosophischen Determinismus, in dem ökonomische Strukturen einen alternativlosen Entwicklungspfad festlegen, den man nur theoretisch erläutern und prognostizieren kann? Tragen Menschen in den Augen von Marx für ihr Handeln, für ihr Engagement oder für ihre Passivität moralisch keinerlei Verantwortung? Und schließlich: Erübrigt sich, wenn

es diese naturgeschichtliche Determination gibt, nicht jede Theorie politischer Aktion?

„Allerdings muß sich die Darstellungsweise formell von der Forschungsweise unterscheiden. Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun. Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegelschen nicht nur verschieden, sondern ihr direktes Gegenteil. Für Hegel ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle.“ (S. 27)

Auch im Nachwort beklagt Marx sich über die Missverständnisse, die sein Buch hervorgerufen hat: „Die im ‚Kapital‘ angewandte Methode ist wenig verstanden worden“ (S. 25). Er versucht, Abhilfe zu schaffen, und weist auf zwei Punkte hin, die sachlich eng zusammenhängen.

Auf der einen Seite gibt es die Darstellungsweise, die er in seiner Konzeption gewählt hat, um die Struktur des Kapitalismus als ein sich selbst ausdifferenzierendes und selbst stabilisierendes System (allerdings mit internen Destabilisierungstendenzen) als „innres Band“ entfalten zu können. Davon zu unterscheiden ist auf der anderen Seite die Darstellung der historischen Prozesse, durch die sich diese Struktur als dominante „Gesellschaftsformation“ etabliert hat. Damit steht für den Leser eine bei der Lektüre des Buches nicht immer leicht zu beantwortende Interpretationsfrage im Raum: Bewegt sich die marxsche Argumentation an einer bestimmten Stelle auf der Ebene der strukturellen (und begrifflichen) Entfaltung, oder wird ein historischer Prozess mit den Mitteln empirischer Daten dargestellt? Marx möchte hier offensichtlich

das Missverständnis ausräumen, er betreibe in seinem Buch eine ahistorische Kategorienlehre und habe nicht die realen sozialen Prozesse zum Ausgangspunkt seiner Konzeption gemacht.

Mit dieser von Marx vorgenommenen Unterscheidung ist ein Problem verbunden, das die Forschung bis heute nicht endgültig lösen konnte: Wie verhält sich die von Marx gewählte Methode zu der von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, einem Hauptvertreter des Deutschen Idealismus? Marx hat Hegel Zeit seines Lebens nicht nur als das letzte Wort der Philosophie anerkannt, sondern sich auch mehrfach „offen als Schüler jenes großen Denkers“ (S. 27) bekannt. Die Ausführungen von Marx sind jedoch nicht frei von Unklarheiten: Einerseits findet sich die Aussage, er habe Hegels Methode in transformierter Form übernommen. Gleichzeitig spricht er andererseits auch davon, er „kokettierte“ (ebenda) nur gelegentlich mit Hegels Ausdrucksweise. Während Ersteres für einen theoriekonstitutiven Einfluss der hegelschen Philosophie spricht, legt Letzteres einen nur äußerlichen Bezug nahe. Die Bemerkung im Nachwort, seine Methode sei das direkte Gegenteil der hegelschen, stützt die erstere Lesart, denn ein direktes Gegenteil lässt sich nicht unabhängig von der Position definieren, deren Gegenteil sie ist.

Hegel hat den Anspruch erhoben, alle empirischen Sachverhalte in sein philosophisches System als Aspekte einer Selbstentfaltung der Idee zu integrieren. Vor diesem Hintergrund wird der Hinweis von Marx, seine eigene Theorie könne den Anschein erwecken, eine „Konstruktion a priori“ zu sein, verständlich: Auf der Ebene der Darstellung gibt es eine Entsprechung zu Hegel. In der Frage aber, wo die eigentlichen Triebfedern der historischen Prozesse zu suchen sind, vertritt Marx die gegenteilige These: Nicht die Idee produziert das Materielle, sondern das Ideelle ist abhängiger Ausdruck der realen materiellen Prozesse. Anders gesagt: Auf der Ebene der Organisation der Theorie (sprich der Darstellung) gibt es zwischen der hegelschen und der marxschen Dialektik einen konstitutiven Zusammenhang. Auf der Ebene der materiellen Thesen dagegen vertritt Marx das genaue Gegenteil der hegelschen Position. Es liegt auf der Hand, dass Marx mit dieser komplexen Konstellation bei seinen Lesern bis heute ein erhebliches Maß an Irritation und Verwirrung gestiftet hat.

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint

01 Ich zitiere „Das Kapital“ im Folgenden nach der Ausgabe Karl Marx/Friedrich Engels, Werke. Bd. 23, Berlin (Ost) 1956 ff. Hervorhebungen des Originals werden nicht übernommen. Weiterführend Michael Quante/David Schweikard (Hrsg.), Marx-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2015.

als eine ‚ungeheure Warensammlung‘ (...), die einzelne Ware als seine Elementarform.“ (S. 49)

Mit diesem Satz eröffnet Marx „Das Kapital“. Unscheinbar, fast lapidar formuliert, verführt er die Leser dazu, seine drei zentralen Botschaften zu übersehen: Es geht *erstens* von Anfang an um die kapitalistische Gesellschaftsformation, auch wenn die Analyse bei der einzelnen Ware ihren Anfang nimmt. Einzelne Waren gibt es auch außerhalb dieser spezifischen Gesellschaftsformation, aber in der marxistischen Analyse wird der Kontext des Kapitalismus an keiner Stelle verlassen.

Mit der Rede von Elementarform spielt Marx *zweitens* auf sein Verfahren an, aus den einfachsten Formen die Komplexität des Gesamtsystems zu entwickeln. Zugleich deutet er durch die Verwendung von „Form“ aber an, dass es um Entwicklung und nicht um die Reduktion eines Ganzen auf die Summe von unabhängig existierenden Atomen und deren Zusammenspiel geht. Marx ist durchgehend der Diagnostiker eines Gesamtsystems, auch wenn er sich die kleinsten Formen anschaut, in denen dieses System angelegt ist.

Drittens wählt Marx ganz gezielt die Relation „erscheint“, die im direkten Bezug zum „inneren Band“ und der hegelschen Dialektik zu lesen ist. Die marxistische Konzeption ist über das gesamte Buch hinweg mittels der Denkfigur des Innen-und-Außen, des Gegensatzes von Wesen und Erscheinung, organisiert. Die philosophische Modellierung dieser Denkfigur ist einer der zentralen Orte, an denen seine Transformation der hegelschen Dialektik vonstattengeht. Sie ist zugleich ein Beleg dafür, dass das marxistische Theorieprogramm einer Kritik der politischen Ökonomie philosophischer und nicht einzelwissenschaftlicher Natur ist. Es geht darum, adäquate „Kategorien für Erscheinungsformen wesentlicher Verhältnisse“ zu entwickeln und im Kopf zu behalten, „daß in der Erscheinung die Dinge sich oft verkehrt darstellen“ (S. 559).

„Es kommt damit zum Vorschein, daß die Wertgegenständlichkeit der Waren, weil sie das bloß ‚gesellschaftliche Dasein‘ dieser Dinge ist, auch nur durch ihre allseitige gesellschaftliche Beziehung ausgedrückt werden kann, ihre Wertform ihre gesellschaftlich gültige Form sein muß.“ (S. 81)

Marx unterscheidet zwischen dem Gebrauchswert, den eine Ware hat, weil sie ein (für den Einzelnen)

nützliches Ding ist, und ihrem Wert, der eine intersubjektive Geltungsdimension darstellt und damit eine gesellschaftliche Beziehung. In kapitalistischen Gesellschaften liegt dieser Wert in einer seiner möglichen Ausprägungen als Tauschwert vor. Die marxistische Analyse des Kapitalismus ist eine Explikation dieses Gefüges sozialer Relationen; der Motor sowohl der begrifflichen Entwicklung seiner Theorie als auch der sozialen Veränderungen entspringt Marx zufolge aus den widersprüchlichen Verhältnissen, die dieses Relationsgefüge im Kapitalismus angenommen hat. Der doppelte Sinn seines Programms ist gewollt: Die politische Ökonomie steht für die ökonomischen Verhältnisse und für ideologische Theorien über diese Verhältnisse. Beide werden von Marx einer Kritik unterzogen.

„Die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erhält die sachliche Form der gleichen Wertgegenständlichkeit der Arbeitsprodukte, das Maß der Veräußerung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer erhält die Form der Wertgröße der Arbeitsprodukte, endlich die Verhältnisse der Produzenten, worin jene gesellschaftlichen Bestimmungen ihrer Arbeiten betätigt werden, erhalten die Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsprodukte. Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen. (...) Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt. (...) Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist.“ (S. 86f.)

Wenn Wert in der sozialen Form des Tauschwertes realisiert wird, werden Äquivalente ausgetauscht: Drei Stunden Backarbeit, die sich in 50 Broten vergegenständlicht, werden mit zwei Stunden Tischlerarbeit, die sich in einem Stuhl vergegenständlicht, gleichgesetzt, indem 50 Brote gegen einen Stuhl getauscht werden. Der Tausch ist, so die marxistische Grundannahme, möglich, weil auf beiden Seiten ein Identisches steht – menschi-

che Arbeit (in unterschiedlicher Form als Bäcker- und Tischlerarbeit). Hierin manifestiert sich die fundamentale Sozialität des Menschen, der als Arbeiter an einem universalen Gattungsvermögen partizipiert. In einer kapitalistisch organisierten Gesellschaftsformation erscheint diese Gattungsnatur des Menschen jedoch in einer mehrfach verkehrten Form.

Für die tauschenden Warenbesitzer erscheint ihre eigene soziale Natur nur indirekt als Eigenschaft der Waren. Der Tauschwert wird nicht als soziale Gestaltung der gemeinsamen menschlichen Arbeitskraft verstanden, sondern als dingliche Eigenschaft der Waren als materielle Einzeldinge wahrgenommen.

In Tauschbeziehungen können die sozialen Strukturen von den Tauschenden nicht direkt als soziale Interaktionen verstanden werden. Sie begreifen die sozialen Verhältnisse, die sich in der Tauschwertrelation manifestieren, vielmehr als Relationen, die durch die Eigenschaften der Waren als materielle Dinge in den Tauschaktionen erst entstehen. In der marxischen Theorie ist der Tauschwert eine genuin soziale Relation, in der Wahrnehmung der Beteiligten eine abhängige Größe, die sich aus der Konstellation von Eigenschaften, die den Waren als materielle Einzeldinge zukommen, auf dem Markt ergibt. Das grundlegende soziale Verhältnis wird, wie Marx an späterer Stelle schreibt, „in sein Gegenteil verkehrt“ (S. 559). Im Verlauf seiner Analyse führt er anhand der Beispiele Arbeitsteilung und kapitalistische Planung komplexer Produktionsabläufe aus, wie dieses „Gattungsvermögen“ (S. 349) des Menschen als Konstellation von Dingen erscheint und nur unter der Fremdbestimmung des Kapitalisten entwickelt wird, anstatt als soziale Natur des Menschen direkt unter seiner autonomen Kontrolle zu stehen.

Die Verkehrungen, in denen Soziales als geheimnisvolle Macht von materiellen Einzeldingen wahrgenommen wird, nennt Marx Fetischismus. Er ist ein unaufhebbares Merkmal jeder warentauschenden und damit auch der kapitalistischen Gesellschaftsformation.

„Was nur für diese besondere Produktionsform, die Warenproduktion, gültig ist, daß nämlich der spezifisch gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit besteht und die Form des Wertcharakters der Arbeitsprodukte annimmt, erscheint, vor wie nach jener Entdeckung,

den in den Verhältnissen der Warenproduktion Befangenen ebenso endgültig, als daß die wissenschaftliche Zersetzung der Luft in ihre Elemente die Luftform als eine physikalische Körperform fortbestehen läßt.“ (S. 88)

Die Kritik der politischen Ökonomie kann diese Verkehrungen theoretisch explizieren. Doch weil sich die verzerrte Wahrnehmung durch die Tauschhandlungen für die Akteure stets aufs Neue erzeugt, reicht eine theoretische Enthüllung nicht aus, um den Fetischismus und die mit ihm einhergehenden negativen Effekte zu beseitigen. Hierzu bedarf es der Umgestaltung der sozialen Strukturen, aus denen sich die Interpretationen der in ihnen agierenden Handelnden ergeben. Mit den Worten der berühmten elften These gesagt: Es reicht nicht aus, die Welt neu zu interpretieren oder, wie es heute gerne heißt, zu dekonstruieren.

„In der Tat befestigt sich der Wertcharakter der Arbeitsprodukte erst durch ihre Betätigung als Wertgrößen. Die letzteren wechseln beständig, unabhängig vom Willen, Vorwissen und Tun der Austauschenden. Ihre eigne gesellschaftliche Bewegung besitzt für sie die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren.“ (S. 89)

Ein bis heute besonders prägnanter Effekt dieses Fetischismus, durch den soziale Relationen als Eigenschaften der Sachkonstellation erscheinen, besteht darin, dass die Rolle von Ursache und Wirkung sowie die Rolle von kontrollierenden und kontrollierten Effekten auf den Kopf gestellt sind. Dort wo die Menschen durch soziale Ordnungen, die man verändern kann, kontrolliert und gezwungen werden, nehmen sie dies als Sachzwänge wahr, zu denen es keine Alternativen gibt. An die Stelle von gestaltbaren sozialen Ordnungen treten die nicht beherrschbaren Effekte der uns kontrollierenden Dinge. Die Gesellschaft erscheint als eine abhängige Variable ökonomischer Konstellationen und Tatsachen, nicht als eine gestaltbare und rational organisierbare Größe, die ökonomische Konstellationen modifizieren und kontrollieren kann.

„Die Zirkulation sprengt die zeitlichen, örtlichen und individuellen Schranken des Produktaus-tausches ebendadurch, daß sie die hier vorhandene unmittelbare Identität zwischen dem Austausch des eignen und dem Eintausch des fremden Ar-

beitsprodukts in den Gegensatz von Verkauf und Kauf spaltet. Daß die selbständig einander gegenüberstehenden Prozesse eine innere Einheit bilden, heißt ebensosehr, daß ihre innere Einheit sich in äußeren Gegensätzen bewegt. Geht die äußerliche Verselbständigung der innerlich Unselbständigen, weil einander ergänzenden, bis zu einem gewissen Punkt fort, so macht sich die Einheit gewaltsam geltend durch eine – Krise. Der der Ware immanente Gegensatz von Gebrauchswert und Wert, von Privatarbeit, die sich zugleich als unmittelbar gesellschaftliche Arbeit darstellen muß, von besonderer konkreter Arbeit, die zugleich nur als abstrakt allgemeine Arbeit gilt, von Personifizierung der Sache und Versachlichung der Personen – dieser immanente Widerspruch erhält in den Gegensätzen der Warenmetamorphose seine entwickelten Bewegungsformen. Diese Formen schließen daher die Möglichkeit, aber auch nur die Möglichkeit der Krisen ein. Die Entwicklung dieser Möglichkeit zur Wirklichkeit erfordert einen ganzen Umkreis von Verhältnissen, die vom Standpunkt der einfachen Warenzirkulation noch gar nicht existieren.“ (S. 127f.)

Das soziale Wesen des Menschen wird in der kapitalistischen Gesellschaftsformation also über die Konstellation der Waren und in Form rational nicht geplanter Sachzwänge des Marktgeschehens realisiert. Die dem Tausch zugrunde liegende innere Einheit eines allgemeinen Gattungsvermögens ist in der Erscheinung in den Gegensatz isolierter individueller Interessen und Handlungen zerrissen. Dies ist nach Marx die mit den Mitteln der Denkfigur von Wesen und Erscheinung philosophisch erläuterbare Ursache für die Krisenanfälligkeit des Kapitalismus. Für sie greift eine rein ökonomische Krisentheorie, die sich nicht auf die Ebene von Wesen, Erscheinung und fetischisierender Verkehrung einlässt, zu kurz. Sein Projekt einer Kritik der politischen Ökonomie ist daher genuin philosophisch: Kritik einer bestimmten Gesellschaftsformation (des Kapitalismus) und Kritik einer zu kurz greifenden einzelwissenschaftlichen Analyse (politische Ökonomie).

„Die einfache Warenzirkulation – der Verkauf für den Kauf – dient zum Mittel für einen außerhalb der Zirkulation liegenden Endzweck, die Aneignung von Gebrauchswerten, die Befriedigung von Bedürfnissen. Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist dagegen Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb die-

ser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos.“ (S. 167)

Die Tauschhandlung ist die Grundlage des Kapitalismus. An ihr lässt sich der Fetischismus mit seinen sich stets aufs Neue reproduzierenden Verkehrungen philosophisch aufweisen. In seiner kapitalistischen Form gewinnt der Warentausch neue Qualitäten, die Marx mit den Kategorien des Selbstzwecks und der Maßlosigkeit charakterisiert. Sein Grundgedanke lautet: Während zwei Warenbesitzer Waren tauschen, um sie in letzter Instanz als Gebrauchswerte zu verwenden, dreht sich im Kapitalismus die Lage um. Der Kapitalist produziert Waren, um durch deren Verkauf mehr Tauschwert zu erzielen. Er investiert, um am Ende mehr Geld zu haben. Ihm geht es nicht um die Waren und deren Gebrauchswert, sondern allein um den Tauschwert. Stellt man diesen Prozess aus der Perspektive des Kapitals (als vergegenständlichter Tauschwert) dar, so lässt sich das Kapital (in einer bestimmten Menge) auf die Produktion und den Tausch von Waren als Gebrauchswerte ein, um am Ende wieder als Kapital (in einer größeren Menge) zu existieren. Das Kapital reproduziert sich in diesem Prozess selbst, und sein Ziel ist die rein quantitative Zunahme. Da es nicht auf Gebrauchswerte und damit auch nicht auf die Bedürfnisse der Menschen als Zweck ausgerichtet ist, hat es kein externes Maß. Für sich gelassen, wächst es um des Wachstums willen an.

„Die Sphäre der Zirkulation oder des Warenaustausches, innerhalb deren Schranken Kauf und Verkauf der Arbeitskraft sich bewegt, war in der Tat ein wahres Eden der angeborenen Menschenrechte. Was allein hier herrscht, ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham. Freiheit! Denn Käufer und Verkäufer einer Ware, z. B. der Arbeitskraft, sind nur durch ihren freien Willen bestimmt. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen. Der Kontrakt ist das Endresultat, worin sich ihre Willen einen gemeinsamen Rechtsausdruck geben. Gleichheit! Denn sie beziehen sich nur als Warenbesitzer aufeinander und tauschen Äquivalent für Äquivalent. Eigentum! Denn jeder verfügt nur über das Seine. Bentham! Denn jedem von den beiden ist es nur um sich zu tun. Die einzige Macht, die sie zusammen und in ein Verhältnis bringt, ist die ihres Eigennutzes, ihres Sondervorteils, ihrer Privatinteressen. Und eben weil so jeder nur für sich und keiner für den andren kehrt, vollbringen alle, infolge einer prästabilierten Harmonie der Dinge oder un-

ter den Auspizien einer allpffiffigen Vorsehung, nur das Werk ihres wechselseitigen Vorteils, des Gemeinnutzens, des Gesamtinteresses.“ (S. 189f.)

Bei der Analyse des Fetischismus hatte Marx darauf hingewiesen, dass sich im Bewusstsein der Akteure, die sich in diesen sozialen Strukturen bewegen, ein bestimmtes Verständnis der Situation einstellt. Dies gilt auch für das normative Selbstverständnis von Warenbesitzern, deren Grundspielregel der freiwillige Tausch von Äquivalenten auf Grundlage individueller Entscheidungen ist. Für diese soziale Konstellation sind die Normen von Freiheit und Gleichheit sowie die sozialen Institutionen des Privateigentums und des Rechts konstitutiv. Mit der Anspielung auf den Philosophen Jeremy Bentham greift Marx die Maßlosigkeit wieder auf: Im Utilitarismus Benthams ist die Quantität der alleinige Maßstab des Guten.

Marx hat die von ihm hier genannten Normen nicht für das letzte Wort gehalten, das eine philosophische Ethik auf die Frage nach einem guten Leben zu geben hat. Eine moralische Kritik des Kapitalismus, die sich auf die Forderungen von Freiheit, Gleichheit und Eigentum beschränkt, kann die Wurzel des Übels nicht erfassen. Denn diese Forderungen sind selbst die verkehrten Ausdrucksformen der im Kapitalismus stets aufs Neue erzeugten sozialen Relationen. Auf die beiden Anschlussfragen, ob Marx denn überhaupt eine normative Kritik im Sinn hatte, und wenn ja, wie diese auszusehen hätte, gibt uns sein Werk jedoch keine klare Antwort.

„Der Wert der Arbeitskraft und ihre Verwertung im Arbeitsprozeß sind also zwei verschiedene Größen. Diese Wertdifferenz hatte der Kapitalist im Auge, als er die Arbeitskraft kaufte. Garn oder Stiefel zu machen, war nur eine conditio sine qua non, weil Arbeit in nützlicher Form verausgabt werden muß, um Wert zu bilden. Was aber entschied, war der spezifische Gebrauchswert dieser Ware, Quelle von Wert zu sein und von mehr Wert, als sie selbst hat. (...) Der Umstand, daß die tägliche Erhaltung der Arbeitskraft nur einen halben Arbeitstag kostet, obgleich die Arbeitskraft einen ganzen Tag wirken, arbeiten kann, daß daher der Wert, den ihr Gebrauch während eines Tages schafft, doppelt so groß ist als ihr eigener Tageswert, ist ein besonderes Glück für den Käufer, aber durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer.“ (S. 208)

Eine Antwort auf unsere Fragen lässt sich allerdings klar geben: Die Kritik der politischen Ökonomie von Marx ist keine Gerechtigkeits-theorie. Der Grund für die Inadäquatheit des Kapitalismus liegt nicht in einer Ausbeutung, die durch den Verstoß gegen das Äquivalenzprinzip zustande kommt. Im Rahmen der Binnenlogik des normativen Geflechts von Freiheit, Gleichheit und Eigentum geht alles mit rechten Dingen zu. Wenn man diese Gesellschaftsformation aus ethischer Sicht kritisieren will, muss man andere ethische Normen und Werte als Maßstab heranziehen. Diese aber legt Marx in seiner Kritik nicht offen.

Stattdessen ist er den anderen Weg gegangen, den er schon im Vorwort zur ersten Auflage angedeutet hat: Er setzt darauf, dass seine Theorie die immanenten Destabilisierungstendenzen des Kapitalismus richtig identifiziert hat. Vermutlich wollte er damit der Arbeiterbewegung eine Anleitung geben, um die Geburtswehen der neuen Gesellschaft abzukürzen. Marx war davon überzeugt, dass es zur Monopolbildung kommen muss und diese „zur Fessel der Produktionsweise [wird], die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert.“ (S. 790f.)

Der Kapitalismus hat sich bis heute als äußerst überlebensfähig erwiesen. Das sollte uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er – global gesehen – nichts von seinen entfremdenden und inhumanen Auswirkungen eingebüßt hat. Es ist an der Zeit, das Vertrauen auf einen geschichtsphilosophischen Automatismus aufzugeben. Wir sollten vielmehr auf die Bereitschaft der Menschen setzen, sich auf der Grundlage ethischer Werte und Normen politisch für eine bessere Welt zu engagieren. Das ist mit dem marxischen Projekt einer Kritik der politischen Ökonomie gut vereinbar. Dies auszugestalten, hat er allerdings uns Heutigen überlassen.

MICHAEL QUANTE

ist Professor für Philosophie mit dem Schwerpunkt Praktische Philosophie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.
michael.quante@uni-muenster.de

„DIES EWIG UNFERTIGE DING“

„Das Kapital“ und seine Entstehungsgeschichte

Werner Plumpe

Beim Erscheinen des ersten Bandes des „Kapital“ 1867 war die ökonomische Arbeit von Karl Marx im Wesentlichen abgeschlossen, auch wenn diese erste größere Veröffentlichung bestenfalls ein Viertel dessen umfasste, was Marx sich vorgenommen hatte. Nach seinem Tod erschienen die weiteren Stücke, und zwar der zweite Band 1885, der dritte Band 1894 sowie ab 1905 die Theorien über den Mehrwert. Nach 1867 hat Marx allerdings die eigentliche Arbeit am Manuskript systematisch nicht wieder aufgenommen, sondern lediglich den erschienenen ersten Band für die zweite deutsche Auflage und für die französische Übersetzung überarbeitet.⁰¹ Das Material, das in die Bände zwei und drei einfließt, blieb unverändert. Erst Friedrich Engels hat es nach Marx' Tod publikationsfertig gemacht.⁰²

Marx sei anfänglich, bemerkte Engels am 28. September 1892 gegenüber Franz Mehring, als Student in Bonn und Berlin „Hegelianer“ gewesen; „von Ökonomie wußte er absolut nichts“.⁰³ Das sollte sich gründlich ändern. Joseph Schumpeter, für seine strengen Urteile berühmt, beginnt seine Überlegungen zur marxischen Ökonomie mit dem bemerkenswerten Satz: „Als Wirtschaftstheoretiker war Marx in allererster Linie ein sehr gelehrter Mann. (...) Nichts in Marxens Wirtschaftslehre ist auf irgendwelchen Mangel an Gelehrsamkeit oder Ausbildung in der Technik der theoretischen Analyse zurückzuführen. Er war ein unersättlicher Leser und ein unermüdlicher Schaffer.“⁰⁴ In der Tat: Ende der 1860er Jahre war Marx zweifellos einer der besten Kenner der politischen Ökonomie des frühen Kapitalismus, dem freilich, der Historiker Jonathan Sperber weist zu Recht darauf hin, das Erbe der klassischen Nationalökonomie von Adam Smith bis zu John Stuart Mill unendlich viel vertrauter war als die sich in seinem letzten Lebensabschnitt erst abzeichnenden neueren Strömungen des Marginalismus und des ökonomischen Historismus.⁰⁵

Zwischen Engels' früher Beobachtung und dem Marx der späten 1860er Jahre lag also eine Zeit intensiven Studiums, allerdings immer wieder unterbrochen von Phasen eines vorrangig politischen beziehungsweise journalistischen Engagements und überdies geprägt von einer schwierigen materiellen Situation, gesundheitlichen Problemen und einer wenig systematischen Arbeitsweise. Wenn auch geradezu enzyklopädisch interessiert, war Marx keineswegs ein zielgerichteter Arbeiter. Arnold Ruge hatte das schon in der gemeinsamen Pariser Zeit Anfang der 1840er Jahre bemerkt: „Alsdann ist er eine eigene Natur, die ganz zum Gelehrten und Schriftsteller geeignet, aber zum Journalisten vollständig verdorben ist. Er liest sehr viel; er arbeitet mit ungemeiner Intensivität und hat ein kritisches Talent, das bisweilen in Uebermuth ausartende Dialektik wird, aber er vollendet nichts, er bricht überall ab und stürzt sich immer von neuem in ein endloses Büchermeer.“⁰⁶ Das traf es.

Schon der junge Marx war, nachdem er sich auf Anregung von Engels, der sich frühzeitig mit der englischen Ökonomie befasst hatte,⁰⁷ intensiver der Ökonomie zugewandt hatte, ein geradezu atemloser Leser geworden,⁰⁸ der umfangreiche Steinbrüche an Exzerpten und Notizen anfertigte, sich aber mit deren literarischer Fassung erkennbar schwertat. Die Durchsicht des schriftlichen Nachlasses ließ Engels daher fast sprachlos zurück: „Neben vollständig ausgearbeiteten Stücken andres rein skizziert, alles Brouillon mit Ausnahme etwa von 2 Kapiteln. Die Belegzitate ungeordnet, haufenweise zusammengeworfen, bloß für spätere Auswahl gesammelt. Dabei die platterdings nur mir lesbare – und das mit Mühe – Handschrift. Du [August Bebel] fragst, wie es kam, daß gerade mir geheimgehalten wurde, wie weit das Ding [„Das Kapital“] fertig war? Sehr einfach: hätte ich das gewußt, ich hätte ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, bis es ganz fertig und gedruckt

war. Und das wußte M besser als jeder andere; er wußte daneben, daß das Ms. im schlimmsten, jetzt eingetretenen Fall von mir herausgegeben werden konnte, was er auch Tussy [Eleanor Marx] sagte.“⁰⁹

Dass Engels wirklich so ahnungslos war, wie er es August Bebel gegenüber andeutete, ist mehr als unwahrscheinlich. Wer näher mit Marx in Kontakt kam, wusste um seine Arbeitsweise, und Engels war für Marx gerade in den 1850er und 1860er Jahren der engste Freund. Marx' Schwiegersohn Paul Lafargue jedenfalls entging dessen zugleich chaotische wie enzyklopädische Arbeitsweise nicht: „Seine Arbeitsmethode stellte ihm oft Aufgaben, deren Größe der Leser seiner Schriften sich kaum vorstellt. So hatte er, um die ungefähr zwanzig Seiten im Kapital über die englische Arbeiterschutzgesetzgebung zu schreiben, eine ganze Bibliothek von Blaubüchern durchgearbeitet.“¹⁰

Diese Art, sich mit der Ökonomie, ihrer Geschichte und Theorie auseinanderzusetzen, war indes nicht allein Folge von Marx' Lesehunger. Sie korrespondierte auch stark mit seinem Selbstbild,¹¹ der zeitgenössischen Gesellschaftskritik überlegen zu sein, ja sie durch eine endgültige Anatomie der gegenwärtigen Gesellschaft und ihres historischen Wandels ersetzen zu müssen, ein Anspruch, der mit dem Ende 1847 formulierten „Manifest der Kommunistischen Partei“ ein unglaubliches Pathos bekommen hatte.¹² Nach dem Historiker Stedman Jones handelte es sich beim Kommunistischen Manifest um nichts mehr als um einen „religi-

ösen Text“, der gesellschaftskritisch bestenfalls camouffiert war.¹³

Die ökonomische Analyse, also „Das Kapital“, hatte dem im Kommunistischen Manifest formulierten programmatischen Anspruch zu genügen; und neben allen anderen Faktoren dürfte gerade in dieser überaus hohen Barriere einer der wesentlichen Gründe dafür gelegen haben, weshalb Marx sie streng genommen nie überwunden hat, vielmehr dem Sprung wieder und wieder ausgewichen ist. „Diese Lettern- und Tintengier war auch: Flucht“, so Fritz J. Raddatz. „Die Arbeit an ‚dem Buch‘ war Zentrum, aber Marx suchte immer und immer wieder die Bögen zu ziehen, die ihn von eben diesem Zentrum entfernten.“ Für Raddatz ist das Ergebnis daher eher ein letztlich unabgeschlossenes „Kunstwerk“ als eine theoretische Programmschrift.¹⁴

Wie konnte es dazu kommen? Im Folgenden geht es nicht unmittelbar um eine Würdigung der theoretischen Leistung von Marx auf dem Gebiet der politischen Ökonomie, sondern darum, die Hauptphasen der Entstehung des Manuskriptes zu den vier Bänden des „Kapital“ historisch nachzuvollziehen.

1840ER JAHRE

Die Wende des jungen Marx zur Gesellschafts- und Zeitkritik, die er nach seinem Wechsel an die Berliner Universität 1836 vollzog, überrascht zunächst wenig. Ein junger Mann aus der rheinischen Provinz, die erst wenige Jahre zuvor zu Preußen gekommen war, hatte wenig Gründe, mit der Ära der Restauration und insbesondere der wenig liberalen preußischen Politik der Zeit zufrieden zu sein.¹⁵ Marx' Tätigkeit für die „Rheinische Zeitung“, sein öffentliches Eintreten für radikalliberale Positionen und schließlich das Verbot der Zeitung und die Emigration nach Pa-

01 Vgl. Jonathan Sperber, Karl Marx. Sein Leben und sein Jahrhundert, München 2013, S. 424.

02 Vgl. Tristram Hunt, Friedrich Engels. Der Mann, der den Marxismus erfand, Berlin 2012, S. 399–403.

03 Engels an Franz Mehring, 28. 9. 1892, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 38, Berlin (Ost) 1979, S. 481. Hervorhebungen des Originals werden nicht übernommen.

04 Joseph A. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, Bern 1946, S. 43.

05 Vgl. Sperber (Anm. 1), S. 462–465.

06 Zit. nach Fritz J. Raddatz, Karl Marx. Eine politische Biographie, Hamburg 1975, S. 68.

07 Vgl. Friedrich Engels, Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie (1844), in: MEW, Bd. 1, Berlin (Ost) 1981, S. 499–524.

08 Die frühen Lektüren sind umfangreich dokumentiert bei Günther Herre, Verelendung und Proletariat bei Karl Marx, Düsseldorf 1973.

09 Engels an August Bebel, 30. 8. 1883, in: MEW, Bd. 36, Berlin (Ost) 1979, S. 56.

10 Zit. nach Raddatz (Anm. 6), S. 348.

11 Vgl. hierzu die bereits zitierten Marx-Biografien. Den Versuch, ein entsprechendes Psychogramm von Karl Marx aufzustellen, unternahm der Schweizer Kulturphilosoph Arnold Künzli in den 1960er Jahren, dessen Ansatzpunkt, Marx über einen vermeintlichen „jüdischen Selbsthass“ seelisch zu dechiffrieren, aber erheblich zu forciert ist. Gleichwohl finden sich zahlreiche zutreffende Beobachtungen. Vgl. Arnold Künzli, Karl Marx. Eine Psychographie, Wien-Frankfurt/M.–Zürich 1966.

12 Hierzu Gareth Stedman Jones, Das Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels, München 2012.

13 Ebd., S. 17f.

14 Raddatz (Anm. 6), S. 348.

15 Sperber (Anm. 1), Kap. 2.

ris brachten zudem ein Milieu zusammen, in dem die Wendung zum Kommunismus sowohl von den individuellen Attitüden wie vom theoretischen Konzept her gut nachvollziehbar ist.¹⁶

Der in Paris mögliche und auch gesuchte Kontakt zu anderen Emigranten, zu russischen und französischen Anarchisten wie Michail Bakunin und Pierre-Joseph Proudhon, zu deutschen Handwerkern und Theoretikern, vor allem zu den im Exil lebenden Vertretern des „Jungen Deutschland“ wie Arnold Ruge und Heinrich Heine, schuf zugleich ein aggressives Klima der Debatten wie ein Forum der intellektuellen Selbstbehauptung, das überaus herausfordernd war. Die gemeinsam mit Ruge herausgegebenen Deutsch-Französischen Jahrbücher waren dabei eine Art institutionelles Forum, in dessen Rahmen auch der Kontakt zu Engels enger wurde, der Marx auf die zentrale Bedeutung der Ökonomie zum Verständnis der modernen Gesellschaft hinwies.¹⁷ Im Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“ von 1859 sprach Marx jedenfalls von Engels’ „genialer Skizze zur Kritik der ökonomischen Kategorien“, mit dem er seither in engem schriftlichen Gedankenaustausch gestanden habe.¹⁸

In der Auseinandersetzung mit Georg Wilhelm Friedrich Hegel, von dem Marx herkam, und mit Ludwig Feuerbach, den er zunächst bewundert hatte, begann Marx 1844 eigene ökonomisch-philosophische Studien beziehungsweise Lektüren, deren Ergebnis vier Studien waren, die freilich erst 1932 das Licht der Welt erblickten.¹⁹ Marx verhandelte darin, wie es im Titel heißt, den „Zusammenhang von der Nationalökonomie mit Staat, Recht, Moral und Bürgerlichem Leben“, dessen Pathologie im Wesentlichen in den Begriffen „Entfremdung“ und „Privateigentum“ zum Ausdruck kam, die nun nicht mehr in der Religionskritik beziehungsweise in der Geschichte des Bewusstseins, sondern in der ökonomischen Struktur einer warenproduzierenden Gesellschaft gesehen wurde, die gerade deshalb Entfremdung und Privateigentum zwangsläufig erzeuge wie voraussetze.²⁰ Dies bedingte zugleich eine Neuorientierung: weg von der Religionskritik hin zu praktischem politischen Handeln, zur Re-

volution der ökonomischen Verhältnisse als Bedingung der Beendigung von Entfremdung.²¹

Die berühmte elfte Feuerbach-These, nach der die Philosophen die Welt nur unterschiedlich interpretiert hätten, es aber darauf ankomme, sie zu verändern, markiert eine Wende, die zu einer umfassenden ökonomischen Analyse der gegenwärtigen Zeit führen musste.²² Engels konnte kaum erwarten, dass deren Ergebnisse publiziert wurden: „Nun Sorge dafür, daß die Materialien, die Du gesammelt hast, bald in die Welt hinausgeschleudert werden. Es ist verflucht hohe Zeit. (...) Also tüchtig gearbeitet und rasch gedruckt!“²³ Marx sagte Engels offensichtlich die Fertigstellung eines entsprechenden Buches zu, denn Engels ließ nicht locker: „Mach, daß Du mit Deinem nationalökonomischen Buch fertig wirst, wenn Du selbst auch mit vielem unzufrieden bleiben solltest, es ist einerlei, die Gemüter sind reif, und wir müssen das Eisen schmieden, weil es warm ist. (...) Jetzt ist aber hohe Zeit. Darum mach, daß Du vor April fertig wirst, mach’s wie ich, setz Dir eine Zeit, bis wohin Du positiv fertig sein willst, und Sorge für einen baldigen Druck. Kannst Du es da [in Paris] nicht drucken lassen, so laß in Mannheim, Darmstadt oder so drucken. Aber heraus muß es bald.“²⁴

Unter diesem Druck schloss Marx mit dem Darmstädter Verleger Karl Wilhelm Leske Anfang 1845 einen Vertrag über die Herausgabe eines zweibändigen Werkes „Kritik der Politik und Nationalökonomie“ ab, den er allerdings, obwohl recht großzügig bevorschusst, nicht erfüllte. Anfang August 1845 schrieb Marx an Leske, den vorhandenen Text könne er nicht aus der Hand geben: „Da das fast beendigte Manuskript des ersten Bandes meiner Schrift schon so lange Zeit hier liegt, werde ich es nicht drucken lassen, ohne es noch einmal sachlich und stilistisch umzuarbeiten. Es versteht sich, dass ein Schriftsteller, der fortarbeitet, nach 6 Monaten nicht mehr wörtlich drucken lassen kann, was er vor 6 Monaten geschrieben hat.“²⁵

Der Plan zerschlug sich; 1847 wurde der Vertrag aufgelöst. Leopold Schwarzschilds Unter-

16 Vgl. Raddatz (Anm. 6), Kap. 2.

17 Vgl. ebd., S. 80f.

18 Karl Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie (1859), in: MEW, Bd. 13, Berlin (Ost) 1961, S. 10.

19 Vgl. Herre (Anm. 8), S. 35–39.

20 Karl Marx, Nationalökonomie und Philosophie (1844), in: Siegfried Landshut (Hrsg.), Karl Marx. Die Frühschriften, Stuttgart 1968, S. 225–316.

21 Vgl. hierzu Sperber (Anm. 1), S. 122–129.

22 Siehe Karl Marx, Thesen über Feuerbach, in: MEW, Bd. 3, Berlin (Ost) 1978, S. 7.

23 Engels an Karl Marx, Anfang Oktober 1844, in: MEW, Bd. 27, Berlin (Ost) 1963, S. 8.

24 Engels an Karl Marx, 20. 1. 1845, in: MEW, Bd. 27, Berlin (Ost) 1963, S. 18.

25 Marx an Karl Wilhelm Leske, 1. 8. 1846, in: MEW, Bd. 27, Berlin (Ost) 1963, S. 449.

stellung, Marx habe überhaupt kein Manuskript gehabt,²⁶ trifft indes nicht zu, denn die 1847 gedruckte Schrift gegen Proudhon enthält zu einem bedeutenden Teil ökonomische Argumente. Nach Marx ging es Proudhon weniger um eine Beseitigung der modernen Warenproduktion als um eine Idylle kleinbürgerlicher Marktexistenzen. Die Ungerechtigkeit der Welt sei aber keine Folge unmoralischen Handelns. Marx wandte sich in scharfen Worten gegen die Vorstellung, „Eigentum sei Diebstahl“. Er war vielmehr der Auffassung, nicht der Diebstahl, sondern die für die kapitalistische Wirtschaft konstitutive Bedeutung von Privateigentum und von Warenproduktion sei das Problem, keinesfalls die Übervorteilung oder der Raub von ansonsten nicht weiter problematisiertem Eigentum.²⁷ Damit war klar ausgesprochen: Die Durchdringung der Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft war mit moralischen Argumenten nicht möglich; sie bedurfte einer wissenschaftlichen Begründung, die zugleich die Notwendigkeit wie den historischen Charakter des Kapitalismus aufdeckte, sich also gleichermaßen als Analyse wie als politisches Programm nutzen ließ.

LONDONER MARTYRIUM

Die revolutionären Ereignisse der Jahre zwischen 1847 und 1849 hielten Marx von der Arbeit an seinen Studien ab. Er kehrte in die Politik zurück, ohne zu ahnen, dass deren Entwicklung ihm bald eine unfreiwillige Studierphase von langer Dauer ermöglichen würde. Denn die mit den europaweiten revolutionären Bewegungen von 1848 verbundenen Hoffnungen zerplatzten rasch. Die Revolution blieb ein Wunschtraum, und auch die Vorstellung der Verbindung ökonomischer Krisen mit sozialen Rebellionen, wie Marx sie in den 1850er Jahren zunächst pflegte, erwies sich als wenig realistisch. Umso notwendiger wurde es, einer proletarischen politischen Partei, deren Konturen sich abzuzeichnen schienen und die Marx persönlich tatkräftig unterstützte, eine klare programmatische Basis zu geben.

Das Londoner Exil, in das Marx nach dem Ende der Revolution in Deutschland 1849 gehen musste, schien für seine Pläne geradezu ideale Be-

dingungen zu bieten. So schrieb er 1859: „Das ungeheure Material für Geschichte der politischen Ökonomie, das im British Museum aufgehäuft ist, der günstige Standpunkt, den London für die Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, endlich das neue Entwicklungsstadium, worin letztere mit der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes einzutreten schien“, seien für seine Studien günstig; das bedeutete freilich auch eine Vervielfachung des Arbeitsaufwandes, denn alle aufgezählten Punkte „bestimmten mich, ganz von vorn wieder anzufangen und mich durch das neue Material kritisch durchzuarbeiten. Diese Studien führten teils von selbst in scheinbar ganz abgelegene Disziplinen, in denen ich kürzer oder länger verweilen musste. Namentlich aber wurde die mir zu Gebote stehende Zeit geschmälert durch die gebieterische Notwendigkeit einer Erwerbstätigkeit.“²⁸

In der Tat, hatte Marx in Paris noch von Spenden und gelegentlichen Honoraren gut leben können, so war er, nach der armseligen Zeit in Brüssel und der journalistischen Arbeit in Köln, in London auf eine regelmäßige Arbeit angewiesen, die er schließlich als Korrespondent der „New York Daily Tribune“ auch fand. All das, die Bibliotheksstunden, die regelmäßige Arbeit, das Familienleben mit mittlerweile vier Kindern, strengte an, zumal ihn bald das Interesse an der Ökonomie verließ: „Das schlimmste ist, daß ich plötzlich in meinen Bibliothekstudien gehemmt bin. Ich bin so weit, daß ich in 5 Wochen mit der ganzen ökonomischen Scheiße fertig bin. Et cela fait, werde ich zu Hause die Ökonomie ausarbeiten und im Museum mich auf eine andere Wissenschaft werfen. Ça commence à m’ennuyer. Au fond hat diese Wissenschaft seit A. Smith und D. Ricardo keine Fortschritte mehr gemacht, so viel auch an einzelnen Untersuchungen, oft supradelikat, geschehen ist.“²⁹

Engels, der durch finanzielle Hilfen dazu beitrug, Marx’ Studien zu ermöglichen, störte das Genörgel wenig; er war froh, dass Marx endlich die seit Langem erwartete Studie vorlegte: „Ich bin froh, daß Du mit Deiner Ökonomie fertig bist. Das Ding zog sich wirklich zu sehr in die Länge, und solange Du noch ein für wichtig gehaltenes Buch ungelesen vor Dir hast, solange

²⁶ Vgl. Raddatz (Anm. 6), S. 348.

²⁷ Siehe Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“, in: MEW, Bd. 4, Berlin (Ost) 1977, S. 63–182.

²⁸ Karl Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie (1859), in: MEW, Bd. 13, Berlin (Ost) 1961, S. 10f.

²⁹ Marx an Engels, 2. 4. 1851, in: MEW, Bd. 27, Berlin (Ost) 1963, S. 228f.

kommst Du doch nicht zum Schreiben.“³⁰ Aber Marx schloss seine Studien trotz Engels' Bitten nicht ab; die journalistische Arbeit trat für die nächsten Jahre in den Vordergrund. Erst 1857 nahm Marx die systematische Arbeit an der Kritik der politischen Ökonomie wieder auf.

Anstatt kalkulierend seine Studien zu Ende zu bringen, neigte Marx nun aber wieder dazu, es zu übertreiben: „Ich arbeite ganz kolossal, meist bis 4 Uhr morgens. Die Arbeit ist nämlich eine doppelte: 1. Ausarbeitung der Grundzüge der Ökonomie. (Es ist durchaus nötig, für das Publikum au fond der Sache zu gehen und für mich, individually, to get rid of this nightmare); 2. Die jetzige Krisis. Darüber – außer den Artikeln an die Tribune – führe ich bloß Buch, was aber bedeutend Zeit weg nimmt.“³¹ Entsprechende Beschreibungen seines Lebens zwischen intensiven Arbeitsphasen, Erkrankungen, politischen Aktivitäten und schlichtem Nichtstun finden sich häufig, doch dass ihm die Ökonomie, also vor allem der umfangreiche Plan, eine eigene neue und umfassende ökonomische Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft zu schreiben, mittlerweile zum Albtraum geworden war, ist mehr als glaubwürdig, ja sogar überaus wahrscheinlich.

Engels gegenüber, auf dessen Großzügigkeit er angewiesen war und die, das wusste Marx, nicht zuletzt der Fertigstellung des Buches diene, suchte er sich wieder und wieder zu rechtfertigen, ohne dass Engels, wie zu Beginn angedeutet, das ganze Ausmaß der ausstehenden Arbeiten kannte: „Ich bin bei der Ausarbeitung der ökonomischen principles so verdammt aufgehalten,“ schrieb er Anfang 1858, „daß ich aus despair wieder mich drangesetzt habe, rasch die Algebra durchzuschlagen. Arithmetik blieb mir immer fremd. Auf dem algebraischen Umweg aber schieße ich mich rasch wieder ein.“³²

Alles kam schließlich zusammen: Überarbeitung, theoretische und konzeptionelle Probleme, Krankheiten: „Ich hatte die Nacharbeiten – begleitet zwar nur mit Limonade auf der einen Seite, aber auf der anderen with an immense deal of tobacco – zu sehr übertrieben. Übrigens finde ich hübsche Entwicklungen. Z. B. die ganze Lehre vom Profit, wie sie bisher war, habe ich über

den Haufen geworfen. In der ganzen Methode des Bearbeitens hat es mir großen Dienst geleistet, daß ich by mere accident – Freiligrath fand einige, ursprünglich dem Bakunin gehörige Bände Hegels und schickte sie mir als Präsent – Hegels ‚Logik‘ wieder durchgeblättert hatte. Wenn je wieder Zeit für solche Arbeiten kommt, hätte ich große Lust, in 2 oder 3 Druckbogen das Rationelle an der Methode, die H entdeckt, aber zugleich mystifiziert hat, dem gemeinen Menschenverstand zugänglich zu machen.“³³

Aber immerhin stellte Marx in dieser Zeit die „Grundrisse zur Kritik der Politischen Ökonomie“ fertig. Dabei handelte es sich um einen Rohentwurf, der weit davon entfernt war, den Gesamtprozess der kapitalistischen Ökonomie von der Warenproduktion über die Zirkulation bis hin zu einer integrierenden Perspektive zu umfassen, aber immerhin: Es ging voran, zumal im Rohentwurf auch der Aufbau des späteren „Kapital“ sichtbar wurde.³⁴ Wenig später, 1859, konnte auf dieser Basis der erste Text, „Kritik der politischen Ökonomie“ betitelt, im Berliner Verlag von Franz Duncker das Licht der Öffentlichkeit erblicken, ohne nebenher die preußische Zensur, die das Werk für zu abstrakt hielt, weiter zu alterieren.³⁵ Das war nicht unzutreffend, zumal der schmale Band die Hoffnungen auf die große Darstellung von Marx, wie er sie Engels gegenüber im April 1858 skizziert hatte,³⁶ glatt enttäuschte. Überaus pointiert drückte es der Schweizer Kulturphilosoph Arnold Künzli aus: „Es handelte sich bloß um die ersten beiden Kapitel des auf drei Kapitel geplanten ersten Abschnitts eines auf vier Abschnitte geplanten ersten Buches eines auf sechs Bücher geplanten Werkes, also nur um den Anfang des Anfangs des Anfangs.“³⁷ Die angekündigten Folgebände erschienen, unnötig zu sagen, nie. Es blieb bei diesem von der Kritik wenig beachteten Bruchstück.

„Die ganze Scheiße“ (Marx, April 1858) wollte und wollte nicht fertig werden; das „Saubuch“ (Marx, Juni 1863) beherrschte seine Arbeit auch in der ersten Hälfte der 1860er Jahre. Noch im Som-

30 Engels an Marx, 3. 4. 1851, in: MEW, Bd. 27, Berlin (Ost) 1963, S. 233f.

31 Marx an Engels, 18. 12. 1857, in: MEW, Bd. 29, Berlin (Ost) 1965, S. 232.

32 Marx an Engels, 11. 1. 1858, in: MEW, Bd. 29, Berlin (Ost) 1965, S. 256.

33 Marx an Engels, 16. 1. 1858, in: MEW, Bd. 29, Berlin (Ost) 1965, S. 259f.

34 Hierzu Andreas Arndt, Karl Marx. Versuch über den Zusammenhang seiner Theorie, Berlin 2012², S. 158–161.

35 Karl Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie (1859), in: MEW, Bd. 13, Berlin (Ost) 1961, S. 7–160.

36 Vgl. Marx an Engels, 2. 4. 1858, in: MEW, Bd. 29, Berlin (Ost) 1965, S. 311–318.

37 Künzli (Anm. 11), S. 273.

mer 1865 war er vom Ende weit entfernt: „Was nun meine Arbeit betrifft, so will ich Dir darüber reinen Wein einschenken. Es sind noch drei Kapitel zu schreiben, um den theoretischen Teil (die 3 ersten Bücher) fertigzumachen. Dann ist noch das 4. Buch, das historisch-literarische, zu schreiben, was mir relativ der leichteste Teil ist, da alle Fragen in den 3 ersten Büchern gelöst sind, dies letzte also mehr Repetition in historischer Form ist.“³⁸ Aus der Hand geben wollte er vom Manuskript zu diesem Zeitpunkt nichts: „Ich kann mich aber nicht entschließen, irgend etwas wegzuschicken, bevor das Ganze vor mir liegt. Whatever shortcomings they may have, das ist der Vorzug meiner Schriften, daß sie ein artistisches Ganzes sind, und es ist nur erreichbar mit meiner Weise, sie nie drucken zu lassen, bevor sie ganz vor mir liegen.“³⁹ Das war ehrlich. Marx quälte sich letztlich mit dem Gefühl, der Text erfülle nicht die selbstgesetzten Ansprüche. Hier liegt der eigentliche Grund für dessen nicht endenden Herstellungsprozess.

„DAS KAPITAL“

Schließlich aber wurde der Druck so stark, dass Marx zumindest einen Teil des Manuskriptes, nämlich den ersten Band des „Kapital“, genannt „Der Produktionsprozess des Kapitals“, aus der Hand gab, auch wenn der Gesamttext weiterhin nicht publizierbar war: „Was das ‚verdammte‘ Buch betrifft, so steht es so: Es wurde fertig Ende Dezember. (...) Obgleich fertig, ist das Manuskript, riesig in seiner jetzigen Form, nicht herausgebbar für irgend jemand außer mir, selbst nicht für Dich.“⁴⁰ Engels war gleichwohl endlich glücklich: „Hurra! Dieser Ausruf war irrepressibel, als ich endlich schwarz auf weiß las, daß der I. Band fertig ist und Du gleich damit nach Hamburg willst.“⁴¹ In Hamburg saß Marx' Verleger. Marx brachte das Manuskript eigenhändig dorthin und blieb auch in der Nähe, in Hannover, um bei der Drucklegung gegebenenfalls zur Hand sein zu können.

In Hannover fühlte Marx, der die Verzögerungen des Werkes im Vorwort zum „Kapital“ mit seinen wiederholten Erkrankungen entschul-

digte, sich wie befreit. In den Wochen, die er in Norddeutschland verbrachte, war jedenfalls von den geradezu depressiven Stimmungen der früheren Zeit wenig zu bemerken, was Engels unmittelbar registrierte: „Es ist mir immer so gewesen, als wenn dies verdammte Buch, an dem Du so lange getragen hast, der Grundkern von allem deinem Pech war und Du nie herauskommen würdest und könntest, solange dies nicht abgeschüttelt. Dies ewig unfertige Ding drückte Dich körperlich, geistig und finanziell zu Boden, und ich kann sehr gut begreifen, daß Du jetzt, nach Abschüttelung dieses Alps, Dir wie ein ganz anderer Kerl vorkommst, besonders da die Welt, sobald Du nur erst wieder einmal hineinkommst, auch nicht so trübselig aussieht wie vorher.“⁴²

In der Literatur sind diese Gesichtspunkte (Krankheit und materielle Not) immer wieder betont worden, doch Raddatz fragt zu Recht: „Stimmt das? Ein heikles Thema, verklärt von Legenden – die Krankheiten und die materielle Not des Karl Marx.“ Raddatz zumindest ist der Auffassung, die Wahrheit liege woanders, und zwar in einer Mischung aus persönlichen Attitüden und politischen Irrtümern, die sich gegenseitig verstärkt hätten. Marx sei nicht nur unpraktisch gewesen und habe dazu geneigt, sein Geld zu verpulvern und sich in Lektüren zu verlieren; auch seine programmatischen Erwartungen und Zeitdiagnosen seien wiederholt enttäuscht worden.⁴³ Vor allem aber sei es Eskapismus gewesen: „Marx wurde krank, geradezu mit Datenexaktheit, wenn ernsthafte Arbeit ‚drohte‘.“⁴⁴ Polemiken seien ihm aus der Feder geflossen, anderes habe aber immer wieder gestockt.

Ganz an den Haaren herbeigezogen ist der Vorwurf nicht. Selbst nachdem Marx eine feste Pension durch Engels erhielt (350 Pfund ab 1869), änderte sich sein Arbeitsverhalten nicht, und auch die Karbunkeln kehrten zurück, die heute aber vor allem auf den exzessiven Tabakgenuss zurückgeführt werden. Bis 1877 jedenfalls kehrte Marx zum Manuskript überhaupt nicht zurück, und auch danach bestenfalls sporadisch. Obwohl Engels immer wieder mahnte, erschien der zweite Band nicht, was auch für Engels Ausdruck von Marx' Lebensweise war: „Ich sollte meinen, daß

38 Marx an Engels, 31.7.1865, in: MEW, Bd. 31, Berlin (Ost) 1965, S. 132.

39 Ebd.

40 Marx an Engels, 13.2.1866, in: MEW, Bd. 31, Berlin (Ost) 1965, S. 178.

41 Engels an Marx, 4.4.1867, in: MEW, Bd. 31, Berlin (Ost) 1965, S. 283f.

42 Engels an Marx, 27.4.1867, in: MEW, Bd. 31, Berlin (Ost) 1965, S. 292.

43 Raddatz (Anm. 6), S. 352ff.

44 Ebd., S. 356.

es Dir nachgerade doch auch klarwerden müßte, daß selbst im Interesse Deines 2ten Bandes eine Änderung der Lebensweise Dir nötig ist. Bei der ewigen Wiederholung solcher Unterbrechungen [anderweitige Lektüren] wirst Du ja nie fertig; bei einer vermehrten Bewegung in der freien Luft, die Dir die Kabunkeln vom Leib hält, doch früher oder später.“⁴⁵ Engels resignierte schließlich. Erst nach Marx' Tod wurde es so möglich, aus den vorhandenen älteren Manuskripten die Bände zwei und drei des Kapitals sowie schließlich die Theorien über den Mehrwert herauszugeben.

Gleichwohl sind Raddatz' Vermutungen über Marx' Eskapismus nur bedingt zutreffend. Es drängt sich eher der Eindruck auf, dass Marx, wie er ja selbst geschrieben hatte, das unfertige Manuskript nicht aus der Hand geben wollte – und er wohl auch bei aller enzyklopädischen Lektüre wenig Chancen sah, dessen Schwächen zu beseitigen. Engels hat 1885, nach Marx' Tod, die Zusammenhänge, wenn auch verdreht, deutlich bezeichnet: „Ich danke Ihnen sehr für die Auszüge aus den Briefen des Autors [Marx] von 1879–1881“, schrieb er an den Ökonomen Nikolai Danielson. „Ich konnte sie nicht ohne ein schmerzliches Lächeln lesen. Nun ja, wir sind so an diese Entschuldigungen für die Nichtvollendung des Werks gewöhnt! Immer, wenn sein Gesundheitszustand es nicht zuließ, sich mit Arbeit zu befassen, bedrückte ihn das sehr, und er war nur zu froh, wenn er irgendeine theoretische Entschuldigung dafür finden konnte, warum das Werk damals nicht zum Abschluss kam. Alle diese Argumente hat er seinerzeit vis-à-vis de moi gebracht; sie schienen sein Gewissen zu beruhigen.“⁴⁶

Engels verändert die Zusammenhänge so, dass es an der Krankheit und gerade nicht an theoretischen Problemen lag, die reine Ausflüchte gewesen seien, doch spricht viel dafür, dass es gerade umgekehrt war. Nicht die Krankheit hinderte

Marx an der Arbeit, sondern die theoretischen und konzeptionellen Probleme erwiesen sich als unlösbar. Und es waren gerade die ins Unermessliche getriebenen Erwartungen an dieses programmatische Hauptwerk des Kommunismus, die ein Scheitern verboten und damit ein Fertigwerden ausschlossen. Es spricht eher für Marx' Ehrlichkeit, nichts behaupten zu wollen, wovon er nicht überzeugt war.

Der Marxismus, wie wir ihn seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kennen, geht ja auch weniger auf Marx selbst als vielmehr auf Engels' Text über Eugen Dühring⁴⁷ und, in ökonomischer Hinsicht, auf Karl Kautsky zurück, dessen Buch „Karl Marx' Ökonomische Lehren“ von 1887 viel mehr gelesen wurde als das selbst in der SPD wenig bekannte „Kapital“.⁴⁸

Die wissenschaftliche Kritik ist sich in der Tat einig, dass „Das Kapital“ ungelöste Schwachstellen besitzt, und zwar einerseits in der Arbeitswertbeziehungswise Arbeitsmengenlehre und dem davon ausgehenden Transformationsproblem, sodann im Verelendungskonzept und in der Bevölkerungstheorie, schließlich auch im Bereich des „Gesetzes“ vom tendenziellen Fall der Profitrate, um nur die drei prominentesten Bereiche zu nennen.

Die insofern maßgebliche Kritik von Joseph Schumpeter wird von der modernen Forschung zumeist geteilt.⁴⁹ Sperber bestreitet sogar, dass Marx mehr als historische Bedeutung hat. Er sieht ihn ganz im Kontext der ideen- und sozialgeschichtlichen Welt der ersten beiden Drittel des 19. Jahrhunderts, die Marx nie verlassen habe.⁵⁰ Die wiederholten Aktualisierungen von Marx verdanken sich eher den Strukturproblemen der modernen Wirtschaft, auf die sie eine Antwort aber nur scheinbar besitzen; utopische Kraft haben sie nicht mehr, zumal Marx sich mit der Frage der Funktionsweise einer nichtkapitalistischen Ökonomie faktisch nicht beschäftigte.⁵¹ Die Entstehungsgeschichte des „Kapital“ zeigt warum: Das Buch wurde nicht fertig, weil es das Ziel, eine umfassende Kritik der politischen Ökonomie zu liefern und das Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft aufzudecken, nicht erreichte.

WERNER PLUMPE

ist Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.
w.plumpe@em.uni-frankfurt.de

⁴⁵ Engels an Marx 19. 1. 1870, MEW, Bd. 32, Berlin (Ost) 1974, S. 426.

⁴⁶ Engels an Nikolai Franzewitsch Danielson, 13. 11. 1885, in: MEW, Bd. 36, Berlin (Ost) 1979, S. 384.

⁴⁷ Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring), veröffentlicht als Artikelserie 1877/78 im „Vorwärts“, in: MEW, Bd. 20, Berlin (Ost) 1975, S. 5–306.

⁴⁸ Hierzu Herre (Anm. 8), S. 13.

⁴⁹ Michael Berger, Karl Marx: „Das Kapital“, Paderborn 2013³.

⁵⁰ Sperber (Anm. 1).

⁵¹ Zur aktuellen Thematisierung vgl. etwa Paul Mason, Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie, Berlin 2016.

„DAS KAPITAL“ UND SEINE BEDEUTUNG

Ulrike Herrmann

„Das Kapital“ hat Millionen von gutwilligen Lesern zur Verzweiflung getrieben, denn schon der allererste Absatz ist eine Zumutung.⁰¹ Sperrig heißt es dort: „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware.“⁰² Auch Karl Marx wusste, dass sein erstes Kapitel unmöglich war. Im Vorwort zur ersten Auflage schrieb er entschuldigend: „Aller Anfang ist schwer, gilt in jeder Wissenschaft“ (S. 11). Bis heute fragen sich die Exegeten, warum Marx überhaupt mit dem Thema „Ware“ angefangen hat. Denn didaktisch und analytisch hätte es näher gelegen, erst die Ausbeutung der Arbeiter und die Geschichte der Klassenkämpfe zu schildern.⁰³ Dann hätte jeder Leser sofort ins Thema gefunden. Engels wählte später genau diesen umgekehrten Aufbau, um die marxische Theorie zu erklären.⁰⁴

Doch obwohl der Stil so sperrig ist, übt Marx' Hauptwerk einen ungeheuren Sog aus. „Das Kapital“ ist noch immer ein Bestseller und erreicht Verkaufszahlen, von denen heutige Ökonomen nur träumen können.

Marx fasziniert bis heute, weil er der erste Theoretiker war, der die Dynamik des Kapitalismus richtig beschrieben hat. Die moderne Wirtschaft ist ein permanenter Prozess – und kein Zustand. Einkommen ist niemals garantiert, sondern entsteht erst, wenn unablässig investiert wird.

KAPITAL ALS PROZESS

Marx hat als erster definiert, was den Kapitalismus im Kern ausmacht: Geld (G) wird investiert, um Waren (W) herzustellen. Bei ihrem Verkauf soll dann mehr Geld (G') herauspringen, also ein Gewinn erzielt werden. „In der Tat also ist $G - W - G'$ die allgemeine Formel des Kapitals“ (S. 170).

Ziel ist nicht die Befriedigung von Bedürfnissen, sondern die Akkumulation an sich. Der Kapitalist darf niemals ruhen, kann sich nicht am Erreichten erfreuen, sondern muss die Gewinne

stets erneut investieren, wenn er im Rennen bleiben will. „Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist (...) Selbstzweck, denn die Verwertung des Wertes existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos“ (S. 167). Der einzelne Unternehmer mag zwar glauben, dass er wichtige Entscheidungen trifft, aber tatsächlich ist er nur ein Vollstrecker des Systems und der permanenten Verwertung: „Als bewusster Träger dieser Bewegung wird der Geldbesitzer Kapitalist. Seine Person, oder vielmehr seine Tasche, ist der Ausgangspunkt und der Rückkehrpunkt des Geldes. (...) [Der] Kapitalist [funktioniert] als personifiziertes, mit Willen und Bewusstsein begabtes Kapital.“ In diesem ewigen Hamsterrad geht es nicht um den einzelnen Gewinn, „sondern nur [um] die rastlose Bewegung des Gewinnens“ (S. 167 ff.).

Geld wird jedoch nur zu Kapital und damit zu Profit, wenn es investiert wird. Bleibt es im Tresor liegen, ist es zwar weiterhin Geld – aber faktisch wertlos. Über Dagobert Duck hätte Marx herzlich gelacht. Der geizige Enterich glaubt zwar, vermögend zu sein, wenn er in seinen Goldtalern badet. Doch tatsächlich besitzt er nur Gold, sonst nichts. Oder wie Marx es ausdrückte: „Die rastlose Vermehrung des Werts, die der Schatzbildner anstrebt, indem er das Geld vor der Zirkulation zu retten sucht, erreicht der klügere Kapitalist, indem er es stets von neuem der Zirkulation preisgibt“ (S. 168).

Indem Marx den systemischen Prozess betonte, die ewige Spirale der Verwertung, verlieh er dem Begriff „Kapital“ eine neue Bedeutung. Bis dahin hatten die Ökonomen das Kapital als etwas Statisches betrachtet. Geld und Maschinen galten als Vermögenswerte „an sich“, die man mühelos bilanzieren konnte. Bei Marx gab es keine Werte, die irgendwie vorhanden waren. Kapital bildete sich erst, wenn produziert wurde, wenn Güter entstanden, die sich mit Gewinn verkaufen ließen.

Marx selbst war vom technischen Fortschritt fasziniert; scheinbar kleinste Erfindungen begeisterten ihn: „Eine auf der Londoner Industrieausstellung von 1862 ausgestellte amerikanische

Maschine zur Bereitung von Papiertuten schneidet das Papier, kleistert, faltet und vollendet 300 Stück per Minute“ (S. 399). Die Effizienz stieg aber nicht nur in der industriellen Produktion, auch die Landwirtschaft wurde technisiert. Wie Marx berichtete, „verrichtet die Dampfmaschine, beim Dampfpflug, in einer Stunde zu 3 d. oder 1/4 sh. so viel Werk wie 66 Menschen zu 15 sh. per Stunde“ (S. 413). Umgerechnet bedeutete dies also, dass die Produktivität um das 3960-fache gestiegen war. Das war atemberaubend.

Aber was trieb die rastlose Dynamik des Kapitalismus an? Warum konnten die Kapitalisten nicht gemütlich zuhause sitzen und ihre Profite genießen? Im Feudalismus wären die Adligen niemals auf die Idee gekommen, ständig in die Produktion zu investieren. Stattdessen hatten sie Schlösser gebaut, Feste gefeiert und sich als Kunstmäzene betätigt. Doch die Kapitalisten waren unersättlich. Selbst wenn sie reich waren, wollten sie noch reicher werden und erweiterten ihre Fabriken. Die Akkumulation schien zum Selbstzweck zu verkommen, oder wie Marx es in einem seiner berühmtesten Zitate formulierte: „Akkumuliert, Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten“ (S. 621).

DIALEKTIK DES KAPITALS

Dieser permanente Verwertungsdruck war erklärungsbedürftig, und Marx erkannte als erster, dass die Technik dabei eine zentrale Rolle spielt. Sobald sie systematisch eingesetzt wird, entfaltet sie ihre eigene Logik und Dynamik.

Für jeden einzelnen Unternehmer ist es attraktiv, neue Maschinen anzuschaffen, die produktiver sind als die Anlagen der Konkurrenz. Denn sobald ein Fabrikant seine Waren billiger herstellt, kann er sie auch billiger verkaufen – und einen Extraprofit erwirtschaften, den Marx „Extramehrwert“ nannte. Die Wettbewerber müssen jedoch sofort nachziehen, wenn sie nicht untergehen wollen. Also investieren auch sie in neue Maschinen, und der Extramehrwert verschwindet wieder.

Jeder Kapitalist unterliegt also dem „Zwangsgesetz der Konkurrenz“, wird von seinen Wett-

bewerbern getrieben und weitet seine Produktion aus, um nicht unterzugehen. Doch die meisten Märkte sind irgendwann gesättigt und können die zusätzlichen Waren nicht mehr aufnehmen. Den Verdrängungswettbewerb überleben nur jene Firmen, die am billigsten produzieren. Dies sind meist die Großkonzerne, denn sie profitieren von einem Phänomen, das die Ökonomen heute „steigende Skalenerträge“ nennen: Je größer die Stückzahlen sind, desto billiger wird die eingesetzte Technik pro Stück.

Marx ging bereits implizit von diesen steigenden Skalenerträgen aus und war daher der erste Ökonom, der klar beschrieb, dass der Kapitalismus zum Oligopol neigt: Die kleinen Firmen werden verdrängt, bis nur noch wenige Großkonzerne eine ganze Branche beherrschen. Oder wie Marx es ausdrückte: Es kommt zur „Expropriation von Kapitalist durch Kapitalist“ und zur „Verwandlung vieler kleineren in weniger größere Kapitale“ (S. 654).

Marx' Analyse gilt bis heute, wie aktuelle Zahlen des Statistischen Bundesamtes zeigen: Großkonzerne machen zwar nur ein Prozent der deutschen Firmen aus, aber 2012 generierten sie 68 Prozent des gesamten Umsatzes. Gleichzeitig sind 81 Prozent aller Firmen Kleinstbetriebe – aber gemeinsam kamen sie 2012 nur auf sechs Prozent des Umsatzes.⁰⁵ Die deutsche Wirtschaft ist extrem konzentriert, und wenige Großkonzerne kontrollieren die gesamte Wertschöpfungskette, von den Rohstoffen bis zum Absatz. Der Kapitalismus ist zutiefst dialektisch: Die Konkurrenz treibt die Unternehmer an, bis von der Konkurrenz nichts mehr übrig ist.

Marx sah diese Konzentrationsprozesse mit Freude. Er hoffte, dass der Kapitalismus von selbst untergehen würde – indem sich die Kapitalisten gegenseitig enteigneten, bis nur noch wenige Unternehmer übrig wären. „Je ein Kapitalist schlägt viele tot“, was die Revolution vereinfachte: Am Ende müsste die „Volksmasse“ nur noch „wenige Usurpatoren“ entfernen. „Die Expropriateurs werden expropriert“ (S. 791). Bekanntlich kam es anders. Der Kapitalismus hat sich als deutlich langlebiger erwiesen, als Marx es je für

01 Siehe auch Ulrike Herrmann, *Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung. Die Krise der heutigen Ökonomie oder was wir von Smith, Marx und Keynes lernen können*, Frankfurt/M. 2016, S. 119ff.

02 Karl Marx, *Das Kapital*. Erster Band, in: *Marx-Engels-Werke (MEW)*, Bd. 23, Berlin (Ost) 1962, S. 49. Im Folgenden werden die Seitenzahlen direkt im Text angegeben und verweisen auf diese Quelle.

03 Vgl. David Harvey, *A Companion to Marx's Capital*, London 2010, S. 9.

04 Siehe Friedrich Engels, *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft*, in: *MEW*, Bd. 19, Berlin (Ost) 1962, S. 189–228.

05 Siehe Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Statistisches Jahrbuch 2015*, Wiesbaden 2016, S. 511.

möglich gehalten hätte. Das Oligopol der Großkonzerne war bemerkenswert stabil. Wo also lagen die Fehler seiner Analyse?

**IRRTUM I:
DIE ARBEITER SIND
NICHT VERELENDET**

Marx hielt eine kommunistische Revolution für zwingend, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass auch die Arbeiter vom Kapitalismus profitieren würden. So heißt es im „Kapital“ gen Schluss: Es „wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung“ (S. 790).

Für Kritiker ist es bis heute ein Spaß, dass Marx die totale Verarmung prognostizierte. So höhnte der Nobelpreisträger Paul Samuelson: „Man sehe sich die Arbeiter mit ihren Autos und Mikrowellenherden doch an – besonders verelendet sehen sie nicht aus.“⁰⁶ Dieser Spott ist jedoch ein bisschen billig. Es ist immer einfach, hinterher schlauer zu sein. Als „Das Kapital“ 1867 erschien, waren viele Arbeiter noch bitterarm. Marx hatte daher keine Mühe, Zeitungsartikel oder offizielle Parlamentsberichte zu zitieren, die die Lebensumstände des Proletariats anprangerten.

Die Verarmung der unteren Schichten ließ sich sogar eindeutig messen – an der Körperlänge. Durch die Mangelernährung sank die durchschnittliche Größe der englischen Soldaten zwischen 1830 und 1860 um zwei Zentimeter.⁰⁷ Auch auf dem europäischen Kontinent machte sich das Militär Sorgen, dass es nicht genug wehrtaugliche Soldaten finden könnte. Genüsslich zitierte Marx die amtlichen Statistiken: „Das Militärmaß war in Sachsen 1780: 178 Zentimeter, jetzt 155. In Preußen ist es 157. Nach Angabe in der ‚Bayrischen Zeitung‘ vom 9. Mai 1862 von Dr. Meyer stellt sich nach einem 9jährigen Durchschnitt heraus, daß in Preußen von 1000 Konkribierten 716 untauglich zum Militärdienst: 317 wegen Mindermaß und 399 wegen Gebrechen“ (S. 254).

Der Durchbruch zur modernen Wohlstandsgesellschaft begann erst kurz vor Marx' Tod. Ab

etwa 1880 stiegen die Reallöhne deutlich an, was vor allem den Gewerkschaften zu verdanken war. Es entwickelte sich eine neue Massenkaukraft, die den Kapitalismus nochmals veränderte. Es entstand die Konsumgesellschaft. Ohne den Massenkonsum wäre der heutige Kapitalismus nicht denkbar, denn inzwischen machen Konsumzeugnisse etwa 75 Prozent der Wirtschaftsleistung aus.⁰⁸ Wären die Reallöhne nicht gestiegen, hätte sich der Kapitalismus schon im 19. Jahrhundert erledigt und wäre wahrscheinlich nicht über die Eisenbahn hinausgekommen.

Erst die enorme Nachfrage seitens der Arbeitnehmer hat neue Produkte und neue Wachstumschübe ermöglicht, die durch den Lebensstil der Wohlhabenden allein niemals ausgelöst worden wären. Wie der Historiker Eric Hobsbawm es zusammenfasst: „Es war nicht der Rolls-Royce, sondern das T-Modell von Ford, das die Automobilindustrie revolutioniert hat.“⁰⁹ Doch das war die Zukunft. Marx konnte noch nicht wissen, dass sich eine breite Mittelschicht entwickeln würde.

**IRRTUM II:
AUSBEUTUNG GIBT ES –
ABER NICHT DEN MEHRWERT**

Marx war überzeugt, dass die Ausbeutung zwingend zum Kapitalismus gehört. Dies schien auch seine Theorie des „Mehrerts“ zu beweisen, die aus zwei Elementen besteht. Erstens wird angenommen, dass allein die Arbeit Werte schafft. Der Wert eines jeden Produkts wird also dadurch definiert, wieviel Arbeitszeit zu seiner Herstellung nötig ist. Diese sogenannte Arbeitswertlehre stammte nicht von Marx, sondern war bereits von den liberalen Ökonomen Adam Smith und David Ricardo entwickelt worden.

Aber Marx dachte seine beiden Vorgänger konsequent zu Ende, indem er ein zweites Element einführte: den „Mehrwert“. Er kommt zustande, weil die Arbeiter wesentlich länger arbeiten können, als an Arbeitszeit nötig ist, um ihr eigenes Überleben zu sichern. In seinen fiktiven Rechenbeispielen ging Marx meist davon aus, dass sechs Stunden reichten, um die Güter herzustellen, die eine Arbeiterfamilie für ihre „Reproduktion“ brauchte – also Lebensmittel, Kleidung und

06 Zit. nach Hans Bürger/Kurt W. Rothschild, *Wie Wirtschaft die Welt bewegt*, Wien 2009, S. 18.

07 Vgl. Şevket Pamuk/Jan-Luiten van Zanden, *Standards of Living*, in: Stephen Broadberry/Kevin H. O'Rourke (Hrsg.), *The Cambridge Economic History of Modern Europe. Volume 1, 1700–1870*, Cambridge 2010, S. 217–234, hier S. 226.

08 Siehe Statistisches Bundesamt (Anm. 5), S. 319.

09 Eric Hobsbawm, *The Age of Empire: 1875–1914*, London 1994, S. 53.

eine bescheidene Wohnung. Da die Arbeiter damals jedoch zwölf Stunden pro Tag schufteten, konnte der Kapitalist die restlichen sechs Stunden abschöpfen. Dieser „Mehrwert“ war sein Gewinn.

Marx wusste, dass seine Mehrwerttheorie eine zentrale Schwäche hatte – was vielleicht der Grund ist, warum er Band zwei und drei des „Kapitals“ nie beendet hatte. Er kämpfte nämlich mit dem „Transformationsproblem“, wie es heute heißt. Marx konnte nicht erklären, wie sich der Wert einer Ware in ihren Preis übersetzt. Zwischen der Tiefenstruktur der Werte und der Oberfläche der Preise schien es keine zwingende Verbindung zu geben.

Dieses „Transformationsproblem“ entstand, weil im modernen Kapitalismus nicht nur Arbeitskräfte, sondern auch Maschinen eingesetzt werden. Doch Marx' Mehrwerttheorie ging davon aus, dass nur die menschliche Arbeit Werte schafft. Maschinen hingegen konnten keinen neuen Wert erzeugen – sondern in ihnen war nur Wert gespeichert. Wie alle Waren waren auch die Maschinen genau so viel wert, wie es Arbeitsstunden gekostet hatte, sie herzustellen. Abhängig vom Verschleiß übertrug sich dieser Wert dann anteilig auf die Güter, die mit den Maschinen produziert wurden. Dieses Modell hätte jedoch zur Konsequenz, dass in unterschiedlichen Branchen unterschiedlich viel Mehrwert entsteht, weil nicht überall gleich viel Arbeitskraft und Technik eingesetzt wird. So ist das Baugewerbe deutlich arbeitsintensiver als die Automobilindustrie, deren Fertigungsstraßen fast ohne Menschen auskommen. Da bei Marx aber nur menschliche Arbeit Mehrwert schaffen kann, müssten also die Profite in der Bauindustrie besonders hoch sein – und in der Automobilindustrie besonders niedrig.

Doch so funktioniert die Wirtschaft nicht, wie auch Marx wusste. Die Renditen in der Baubranche und in den Autokonzernen müssen ähnlich hoch sein – sonst würden nur noch Häuser gebaut und keine Autos mehr hergestellt werden. Marx hatte zwar keine Mühe, diese einheitliche Profitrate plausibel zu erklären, nur leider kam dabei der Mehrwert nicht mehr vor: Kapitalisten tendieren dazu, in Branchen zu investieren, die besonders hohe Gewinne abwerfen. Wenn aber das Angebot an Waren steigt, sinkt deren Preis – und die Erträge fallen wieder. Die permanente Zirkulation des Geldes sorgt dafür, dass sich die Profitraten in allen Branchen angleichen. Kapitalisten kalkulieren letztlich simpel, wie auch Marx feststellte: Sie berechnen ihre Produktionskosten

– und schlagen einen Gewinn obendrauf. So ergibt sich dann der Preis, den sie auf dem Markt erzielen wollen. Aber wo bleibt da der Mehrwert? Darauf hatte Marx keine Antwort.

Der deutsche Sozialist Eduard Bernstein zog bereits 1898 die theoretischen Konsequenzen: Er schlug vor, auf die „rein gedankliche Konstruktion“ namens Mehrwert ganz zu verzichten.¹⁰ Denn wie Bernstein richtig erkannte, benötigte man den Mehrwert gar nicht, um die Ausbeutung anzuprangern: Die amtlichen Zahlen, etwa die „Statistik der Einkommen“, reichten völlig aus, um die extreme Ungleichheit zu skandalisieren. Die Ausbeutung sei „eine empirische, aus der Erfahrung nachweisbare Tatsache, die keines deduktiven Beweises bedarf“.¹¹

Eher nebenbei skizzierte Bernstein damit ein Forschungsprogramm, das erst hundert Jahre später aufgegriffen wurde: Ab 1998 begann ein Forscherteam rund um den französischen Ökonomen Thomas Piketty, die Steuerdaten in zwanzig Ländern zu sichten, um das Einkommen und Vermögen der Eliten zu erfassen. Die gebündelten Ergebnisse publizierte Piketty dann 2014 in seinem Weltbestseller „Das Kapital im 21. Jahrhundert“. Der Titel spielt nicht zufällig auf Marx an.

Piketlys Steuerdaten reichen – je nach Land – bis ins 18. Jahrhundert zurück und zeigen, wie stabil die Ungleichheit in den vergangenen drei Jahrhunderten war: In allen westlichen Ländern konzentriert sich der Reichtum bei wenigen Familien.¹² Zwar geht es Arbeitern und Angestellten deutlich besser als zu Zeiten von Marx, aber die Verteilung ist nicht viel gerechter geworden. Das Kapital ist hochkonzentriert.

IRRTUM III: GELD IST KEINE WARE

Marx war der erste Ökonom, der die Rolle des Geldes in einer kapitalistischen Wirtschaft richtig beschrieben hat: Geld wird in die Produktion von Waren investiert, damit man hinterher mehr Geld kassiert, also einen Gewinn macht. Seine Formel „ $G - W - G'$ “ bringt auf den Punkt, was den Kapitalismus ausmacht.

¹⁰ Eduard Bernstein, *Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie*, Reinbek 1969, S. 65f.

¹¹ Ebd., S. 70.

¹² Die gesammelten Steuerdaten sind bei der World Wealth and Income Database zu finden. Siehe <http://wid.world>.

Trotzdem hat Marx letztlich nicht verstanden, wie Geld funktioniert. Er blieb in einem Sumpf von Widersprüchen stecken, weil er irrtümlich glaubte, dass auch das Geld eine Art Ware sei. Daraus folgte für ihn dann umstandslos, dass die Arbeitswertlehre auch für das Geld gelten müsse: „Sein eigner Wert ist bestimmt durch die zu seiner Produktion erheischte Arbeitszeit“ (S. 106).

Diese Idee konnte plausibel erscheinen, solange Geld vor allem aus Gold oder Silber bestand. Denn natürlich kostete es Arbeitszeit, die Edelmetalle zu fördern, zu transportieren und zu prägen. Doch schon zu Marx' Lebzeiten kamen Banknoten auf, die ebenfalls Wert hatten, obwohl ihre Produktion fast gar nichts kostete. Marx stand vor dem Rätsel, warum auch die Geldscheine wertvoll waren.

Er erkannte nicht, dass Geld eine soziale Konvention ist. Geld ist, was als Geld akzeptiert wird. Alles kann zu Geld werden: Gold, Silber, Tabak oder Muscheln, aber auch Wechsel, Banknoten oder Girokonten. Eine Gesellschaft muss sich nur darauf einigen, was sie als Geld betrachtet – und schon ist es Geld. Diese Erkenntnis ist keineswegs neu, sondern wurde bereits vom antiken Philosophen Aristoteles formuliert: „Und es trägt den Namen „Geld“ (nomisma), weil es sein Dasein nicht der Natur verdankt, sondern weil man es als „geltend“ gesetzt (nomos) hat und es bei uns steht, ob wir es ändern oder außer Kurs setzen wollen.“¹³

Da Marx jedoch glaubte, dass Geld gleich Gold sei, konnte er nie schlüssig erklären, wie die Kreditvergabe funktioniert. Er kam über Fragmente nicht hinaus, die erst nach seinem Tod im dritten Band des „Kapital“ veröffentlicht wurden. Selbst überzeugte Marxisten verzweifeln: „Offen gestanden, diese Kapitel sind ein Durcheinander, obwohl voller anregender Einsichten.“¹⁴

Marx war in einem Dilemma gefangen: Da er glaubte, dass Geld eine Ware ist, war die Geldmenge bei ihm begrenzt. Schließlich konnte man Gold nicht beliebig vermehren. Gleichzeitig wusste Marx jedoch genau, dass die Wirtschaft nur wachsen kann, wenn die Geldmenge steigt – und ständig mehr Kredite vergeben werden. Aber wo kam dieses zusätzliche Geld her, und warum behielt es seinen Wert? Für Marx blieb dies eine ungelöste Frage.

Er ging davon aus, dass erst gespart werden müsse, bevor eine Investition möglich ist. Doch wie er selbst ahnte, hätte es dann keine Eisenbahnen gegeben. Denn die reine „Akkumulation“, also das Sparvermögen, hätte niemals ausgereicht, um die nötigen Summen aufzubringen: Der Kapitalstock der deutschen Eisenbahnen betrug 1840 rund 58,8 Millionen Mark; 1850 waren es schon 891,4 Millionen.¹⁵ Die Eisenbahn war eine technische Revolution, die im wahrsten Sinne des Wortes „aus dem Nichts“ entstand. Wo früher nur Felder waren, lagen plötzlich Gleise. Erst der britische Ökonom John Maynard Keynes würde eine korrekte Beschreibung liefern, wie auch Kredite „aus dem Nichts“ geschöpft werden und genau deshalb Wachstum finanzieren können.

Marx hingegen war ratlos. Etwas hilflos schrieb er: „Die Welt wäre noch ohne Eisenbahnen, hätte sie solange warten müssen, bis die Akkumulation einige Einzelkapitale dahin gebracht hätte, dem Bau einer Eisenbahn gewachsen zu sein. Die Zentralisation dagegen hat dies, vermittelt der Aktiengesellschaften, im Handumdrehen fertiggebracht“ (S. 656). An dieser Beschreibung ist richtig, dass Aktiengesellschaften entstanden, um die Eisenbahnen zu finanzieren. Doch das Geldrätsel war damit nicht gelöst. Auch die Aktiengesellschaften operierten vor allem mit Fremdkapital, nahmen also Kredite auf. Wieder stand jene Frage im Raum, die Marx nicht beantworten konnte: Wo kam dieses ganze Geld her?

AUCH EIN GENIE DARF IRREN

Marx hat sich zwar in manchem geirrt, dennoch war er einer der innovativsten Theoretiker aller Zeiten, wie schon seine immense Resonanz bezeugt. Der US-Ökonom John Kenneth Galbraith schrieb ironisch: „Hätte sich Marx vor allem geirrt, wäre sein Einfluss schnell verfliegen. Die vielen Tausend, die sich hingebungsvoll dem Nachweis seiner Fehler gewidmet haben, hätten sich andere Beschäftigungen gesucht.“¹⁶

Marx' bleibendes Verdienst ist, dass er die Dynamik des Kapitalismus erstmals richtig beschrieben hat. Die moderne Wirtschaft ist ein permanenter Prozess – und kein Zustand. Be-

13 Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1133a, 29–31. Siehe auch Ulrike Herrmann, *Der Sieg des Kapitals*, München 2015, S. 109ff.

14 Harvey (Anm. 3), S. 331.

15 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 2, 1815–1845/49, München 1987, S. 615.

16 John K. Galbraith, *The Affluent Society*, London 1999, S. 61.

sitz existiert nicht per se, sondern ihn gibt es nur, wenn er sich ständig verwertet. Einkommen ist niemals garantiert, sondern entsteht nur, wenn unablässig investiert wird.

Der moderne Kapitalismus hatte sich noch nicht vollständig entfaltet, als Marx lebte. Trotzdem erkannte er bereits, dass der Kapitalismus zur Konzentration neigt und dass immer größere Konglomerate die kleinen Firmen verdrängen – bis die Konkurrenz weitgehend ausgeschaltet ist. Der Kapitalismus ist also gerade keine Marktwirtschaft, in der viele Firmen miteinander im Wettbewerb stehen. Stattdessen dominiert das Oligopol, und die wichtigen Branchen werden von wenigen Konzernen beherrscht. Zudem hat Marx als Erster verstanden, wie entscheidend die Technik ist. Maschinen sind nicht nur Hilfsmittel der Produktion – technische Innovationen definieren den Kapitalismus. Jeder Unternehmer muss unablässig in neue Verfahren und Produkte investieren, wenn er überleben und seinen Profit erhöhen will.

Marx' Erkenntnisse waren so epochal, dass sie sogar noch einen weiteren Ökonomen berühmt gemacht haben – Joseph Schumpeter. Dem konservativen Theoretiker wird bis heute attestiert, „eine der einflussreichsten Interpretationen des Kapitalismus“ geliefert zu haben.¹⁷ Doch tatsächlich hat Schumpeter die Theorien von Marx nur detaillierter ausgeschmückt, mit einprägsamen Metaphern versehen, den Mehrwert weggelassen – und einen neuen Helden eingeführt: den Unternehmer.

Hatte Marx nur summarisch festgehalten, dass die Kapitalisten ihre Produkte oder Produktionsverfahren verbessern, unterschied Schumpeter nun fünf Varianten, was als Innovation gelten kann: neue Waren, neue Technik, Öffnung neuer Märkte, neue Rohstoffe oder eine neue Organisationsstruktur.¹⁸ Dank dieser Innovationen können Unternehmer zusätzliche Gewinne erwirtschaften, die bei Schumpeter „Extraprofite“ hießen und nicht mehr „Extramehrwert“ wie noch bei Marx. Ganz wie bei Marx kann sich der Unternehmer

nicht lange an seinen Monopolgewinnen freuen, denn prompt folgt der „Schwarm“ der Nachahmer, die diese Erfindung übernehmen, sodass der Extraprofit verschwindet – so weit, so bekannt.

Abweichungen gab es jedoch beim Personal. Bei Marx war der Kapitalist nur eine „Charaktermaske“, die die systemimmanenten Kräfte personifiziert. Schumpeter hingegen adelte die Unternehmer zur schöpferischen „Elite“. Sein „Entrepreneur“ ist ein Erfinder, ein kreativer Geist, ein energischer Führer, der „ein privates Reich“ gründen will. Er ist eine Kämpfernatur, will seine Überlegenheit beweisen, hat „Siegerwillen“ und „Freude am Gestalten“. Als Außen-seiter löst er jenen „Sturm der kreativen Zerstörung“ aus, der den Kapitalismus immer wieder durcheinanderwirbelt und vorantreibt.

Diese hemmungslose Überhöhung der kreativen Elite ist nicht nur befremdlich, sie war noch nicht einmal originell. Sie war nur die Antithese zu Marx und wäre ohne dessen Theorie gar nicht denkbar gewesen. Schumpeter hat versucht, „Marx von den Füßen auf den Kopf zu stellen“, wie es ein Biograf formulierte.¹⁹

Allerdings ist Schumpeter zumindest eine wichtige Ergänzung zu verdanken: Er hat die Rolle des Kredits richtig beschrieben und herausgearbeitet, dass es Wirtschaftswachstum nur geben kann, wenn Geld „aus dem Nichts“ entsteht. Trotzdem ist es auch ihm nicht gelungen, eine umfassende Kredittheorie zu entwickeln, obwohl er jahrelang an einem Buch über Geld gearbeitet hat. Erschienen ist es nie. Das Thema war zu kompliziert.²⁰

Schumpeter hat nie geleugnet, dass er seine zentralen Ideen von Marx übernommen hat, sondern lobte den Vorgänger ausgiebig: „Als ökonomischer Theoretiker war Marx vor allem ein sehr gebildeter Mann. (...) Er war ein unersättlicher Leser und ein unermüdlicher Arbeiter. Er übersah sehr wenige Beiträge von Bedeutung (...) und stieß immer auf den Grund der Materie vor.“²¹ Schumpeter gelangte zu einem Fazit, das noch heute gilt: „Marx beschrieb den Prozess des industriellen Wandels deutlicher und erkannte dessen zentrale Bedeutung weitaus klarer als jeder andere Ökonom seiner Zeit.“²²

17 Robert L. Heilbroner, *The Worldly Philosophers*, New York 1999, S. 293.

18 Siehe Joseph A. Schumpeter, *The Theory of Economic Development*, New Brunswick 1983, S. 66.

19 Thomas K. McCraw, *Prophet of Innovation*, Cambridge MA 2009, S. 68f.

20 Vgl. ebd., S. 155.

21 Joseph A. Schumpeter, *Capitalism, Socialism and Democracy*, New York 2008, S. 21.

22 Ebd. S. 32.

ULRIKE HERRMANN

ist Wirtschaftskorrespondentin der „Taz. Die Tageszeitung“ und Buchautorin.

ESSAY

WAS UNS MARX HEUTE NOCH ZU SAGEN HAT

Hans-Werner Sinn

Der Sozialismus hat den Systemwettbewerb mit dem Kapitalismus verloren. Ineffizienz und Gewaltherrschaft waren die absehbaren Folgen des Versuchs, eine Zentralverwaltungswirtschaft mit Kommandos statt pekuniären Anreizen zum Laufen zu bringen. Als das auch der Letzte merkte, brach das System zusammen. Ist Marx deshalb obsolet? Mitnichten, denn obwohl Marx die sozialistische Revolution prognostiziert und gefordert hat, hat er nur wenig über den Sozialismus geschrieben, sondern sich stattdessen umso intensiver mit der Funktionsweise der kapitalistischen Marktwirtschaft beschäftigt. Viele der marxischen Behauptungen wurden zwar von der Volkswirtschaftslehre verworfen. Und die Werturteile, die er in seine Analysen einfließen ließ, entsprechen nicht dem Wissenschaftsverständnis, das mit Max Weber Konsens in den Sozialwissenschaften geworden ist. Dennoch hat Marx viele interessante Gedanken geäußert, die nachhaltigen Einfluss auf die weitere Forschung und den Erkenntnisprozess der Volkswirtschaftslehre und der anderen Sozialwissenschaften hatten.

DAS SEIN BESTIMMT DAS BEWUSSTSEIN

Das gilt auf jeden Fall für Marx' Grundthese, dass nicht, wie Hegel meinte, das Bewusstsein das Sein, sondern ganz im Gegenteil das Sein das Bewusstsein bestimme, dass also die objektiven Produktionsverhältnisse letztlich den ideologischen Überbau in Form des Staatswesens, der Gesetze und der medialen Mehrheitsmeinung determinieren. Es gibt kein Primat der Politik über die Gesetze der Ökonomie. Vielmehr bestimmen die ökonomischen Gesetze den Rahmen, innerhalb dessen sich die Politik bewegen kann. Systeme, die sich nicht an den Gesetzmäßigkeiten menschlichen Verhaltens und der objektiven Knappheit der Ressourcen orientieren, sondern aufgrund bloßer

Wunschvorstellungen von Ideologen, Theologen oder Ethikern eingerichtet werden, gehen unter, weil sie ökonomisch nicht funktionieren und dem Wettbewerb mit anderen Systemen nicht standhalten. Das Schicksal des Kommunismus beweist dies ja selbst in aller Klarheit. Gerade in der Fehlerhaftigkeit der marxischen Prophezeiung eines dauerhaften Übergangs zum Sozialismus liegt der Beweis für die Richtigkeit seiner Grundthese vom Primat der ökonomischen Verhältnisse.

Ökonomen sind in dieser Frage häufig mit Politikern uneins, die stets das Wort vom Primat der Politik im Mund führen. Ironischerweise sind es gerade linke Politiker, die an die Möglichkeiten politischer Interventionen in das Marktgeschehen glauben, während die Ökonomen auf die Dominanz der ökonomischen Gesetze verweisen und viele der Interventionen als unwirksam, wenn nicht kontraproduktiv, zurückweisen. Man denke nur an die Mindestlohngesetzgebung, die europäischen Rettungsschirme, die Rolle der Europäischen Zentralbank (EZB) oder die Regeln für die Inklusion von Migranten in den Sozialstaat, die derzeit starke Magnetwirkungen entfalten. Ökonomen sind wie Marx vom Primat der ökonomischen Gesetze über die Wünsche der Politik und der Medien überzeugt. In diesem Sinne stehen sie heute Marx häufig näher als jene, die sich explizit auf ihn berufen.

Dass es ein Primat der ökonomischen Gesetze über die Politik gibt, heißt nicht, dass man auf den Staat verzichten kann. Die Marktwirtschaft ist nämlich keine Anarchie, sondern verlangt ganz im Gegenteil einen festen gesetzlichen Ordnungsrahmen, damit sie überhaupt funktionieren kann. Dabei stehen das Zivilrecht und das Strafrecht an erster Stelle, denn die Grundvoraussetzung für einen funktionierenden Tausch von Gütern und Leistungen ist die Sicherung von Eigentumsrechten an eben diesen Gütern und Leistungen. Nur auf der Basis gesicherter Eigentumsrechte an produzierten Gütern und den Produktionsfaktoren,

von der Arbeit über Kapitalgüter bis zum Boden, können Märkte ihre segensreichen Wirkungen entfalten. Und natürlich gibt es Bereiche, in denen der Markt durch eine Staatswirtschaft ergänzt werden muss, weil er nicht funktioniert, wie etwa im Umweltbereich, wo Fehler auftreten, weil sich Märkte für die Schadstoffe nicht leicht herstellen lassen, oder bei öffentlichen Gütern, die nur in einer für alle gemeinsamen Qualität hergestellt werden können. Die klassischen Beispiele sind Straßen, Brücken oder Deiche. Schließlich versagt der Markt auch bei der Aufgabe, eine als gerecht empfundene Einkommensverteilung herzustellen. Deswegen muss die Marktwirtschaft durch eine sozialstaatliche Umverteilung von reich zu arm ergänzt werden.

Marx hat den Standpunkt vertreten, dass die ökonomische Basis einer Volkswirtschaft sich un-
aufhörlich weiterentwickelt, während der ideologische Überbau in Form der Meinungen der herrschenden Klasse – heute könnte man wohl vom „politisch-medialen Komplex“ sprechen – unflexibel sei. Der Mangel an Flexibilität im ideologischen Überbau führe im Laufe der Zeit zu wachsenden gesellschaftlichen Spannungen, die schließlich in Umbrüchen, wenn nicht gar einer Revolution, enden würden.

Was könnte aktueller sein als diese Aussage? Wenn man bedenkt, wie in den USA und Großbritannien die durch die Kräfte der Globalisierung und die Migration bedrängten Unter- und Mittelschichten sich 2016 erfolgreich gegen das Establishment aufgelehnt haben, leuchtet Marx' These unmittelbar ein.

Der medial-politische Komplex reagierte auf den Realitätsschock mit der Behauptung, die Menschen seien Opfer von Populisten geworden, so als wüsste man nicht, dass in einer Demokratie stets Populisten regieren. Populisten sind immer nur die anderen, die nicht oder noch nicht an der Macht sind und der eigenen Partei die lukrativen Posten im Staatsapparat abspenstig machen wollen. Welch eine verquere Definition! Ähnliches Unverständnis hat die herrschende Klasse stets gegenüber Aufrührern ihrer Zeit gezeigt, die ihre Positionen ernsthaft infrage stellten.

Natürlich bedeuten die Wahl Donald Trumps und das Referendum zum Brexit keine Revolutionen im marxischen Sinne. Wohl aber stehen sie für Umbrüche, die aus der wachsenden Dichotomie zwischen ideologischem Überbau und ökonomischer Basis zu erklären sind. Wer die

Wahlergebnisse auf die Verführungskünste und persönlichen Defizite eines Trump zurückführen möchte, bewegt sich auf der äußersten Oberfläche der Erkenntnis.

MARX ALS ÖKONOM

Zu Marx' größten wissenschaftlichen Fehlleistungen gehört die Arbeitswerttheorie, die wohl vor allem ideologisch begründet war – auf ihr ruhte schließlich die Theorie des Mehrwerts und der Ausbeutung. Die Behauptung, dass sich die relativen Güterpreise in der Marktwirtschaft grundsätzlich nach der in den Waren steckenden Arbeitszeit richten, ist schlichtweg falsch, denn erstens sind die Löhne nur eine von vielen Kostenkomponenten einer Firma und zweitens sind Preise grundsätzlich Knappheitspreise, die ihren Wert auch von den Präferenzen und der gegenseitigen Konkurrenz der Nachfrager herleiten. Was hat beispielsweise der Preis eines Gemäldes von Rembrandt mit dem Lohn des Meisters zu tun? Was hat der Preis des Erdöls mit dem Lohn der Arbeiter am Bohrloch zu tun? Nichts, oder so gut wie nichts.

Wegen der Arbeitswerttheorie und wegen der offenkundigen Fehlleistung Marx' im Bereich der Verteilungstheorie und der damit auf das Engste zusammenhängenden mikroökonomischen Preistheorie, der Königsdisziplin der Volkswirtschaftslehre, wird Marx von den meisten angelsächsischen Ökonomen nicht als jemand wahrgenommen, der Wesentliches zur Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen beigetragen hat.

Das jedoch ist nach meiner Einschätzung ein Fehler, denn die wahre Leistung von Marx liegt in der Makrotheorie. Er war einer der ersten Makroökonomien der Geschichte und hat diese Teildisziplin wesentlich begründet. Vor ihm hatten Begriffe wie „Nationaleinkommen“, „Konsum“ oder „Investition“ kaum eine Relevanz in der Theorie gehabt. Marx wusste und erklärte, dass das Nationaleinkommen als Wertsumme der neu produzierten Güter für den laufenden Konsum und für die Akkumulation des Kapitals verwendbar war. Auch John Maynard Keynes konnte seine Theorie von der Bedeutung der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage für die Stabilität der Wirtschaft nur mithilfe solcher Aggregatvorstellungen entwickeln.

Auf der Basis seiner makroökonomischen Definitionen gelang es Marx im zweiten Band seines Hauptwerkes „Das Kapital“, eine Wachstumstheorie zu entwickeln, die als Vorläufer der später

von Evsey Domar oder Paul Romer entwickelten Theorien des Wachstums bei einer konstanten Relation von Kapital und Sozialprodukt gelten kann. Marx zeigte dort auch unter Verwendung numerischer Rechnungen, dass Wachstum grundsätzlich nicht durch Konsum, sondern durch Konsumverzicht, nämlich Ersparnis und Akkumulation von Kapital, zustande kommt. Je größer der Anteil des Volkseinkommens ist, der nicht konsumiert, sondern gespart und investiert wird, desto höher ist die Wachstumsrate der Ökonomie.

Die Sowjetunion hat auf der Basis der marx-schen Wachstumstheorie in der Nachkriegszeit versucht, eine Strategie zur Überflügelung des Westens zu entwickeln. Wenn ihr der Erfolg versagt blieb, so vor allem auch deshalb, weil übersehen wurde, dass die von Marx behauptete Proportionalität von Sparquote und Wachstumsrate nur dann gewährleistet ist, wenn eine hinreichend große industrielle Reservearmee von Arbeitslosen zur Verfügung steht, die sicherstellt, dass auch die Zahl der eingesetzten Arbeitskräfte in Proportion zum Kapitaleinsatz wachsen kann. Sobald das Kapital schneller wächst als der mögliche Arbeitseinsatz und die Produktionsstätten nicht einfach nur proportional aufgebläht werden können, sondern gezwungen sind, arbeitssparende Verfahren zu verwenden, wird der Wachstumseffekt aufgrund einer Akkumulation des Kapitals abgeschwächt, und die marxsche Formel gilt nur noch in modifizierter Form.

Das hat auch Marx selbst gesehen und im dritten Band, der von Engels erst postum editiert und herausgegeben wurde, ausführlich analysiert. Nach der Methode der abnehmenden Abstraktion sah er das Wachstumsmodell des zweiten Bandes, das auf konstanten Proportionen basierte, nur als gedanklichen Zwischenschritt zu einer realistischen Beschreibung eines Wachstumsprozesses, der durch eine zunehmende Kapitalintensivierung der Produktion gekennzeichnet ist. Er sprach in diesem Zusammenhang von der wachsenden „organischen Zusammensetzung des Kapitals“, also einer Zunahme der Relation von fixem und variablem Kapital, oder in heutiger Sprache: einer Zunahme der Relation von Produktionskapital und Arbeitskräften.

ROLLE DER NACHFRAGE

Marx war indes weniger an den Bedingungen des Wachstums als an den Ursachen von Krisen inter-

ressiert. So richtig es ist, dass Wachstum nur aus Ersparnis und Investition resultieren kann, so wichtig ist zugleich die Rolle des Konsums als eines wesentlichen Elements der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage. Stockungen im Konsum können, wie Marx richtig erkannte, Unterkonsumtionskrisen hervorrufen, die die Wirtschaft in eine konjunkturelle Abwärtsspirale ziehen. Insofern bereite Marx die später von John Maynard Keynes entwickelte nachfragebasierte Konjunkturtheorie vor, die gerade in den vergangenen Jahren sehr häufig bemüht wurde, um auf die negativen konjunkturellen Wirkungen einer angeblichen Austeritätspolitik in Südeuropa hinzuweisen.

Aber Marx wie auch Keynes würden fehlinterpretiert, wollte man ihnen die Behauptung in die Schuhe schieben, dass es bei der Nachfrage speziell nur auf die Konsumnachfrage und die Massenkaufkraft ankomme. Beide wussten natürlich und betonten, dass auch die Nachfrage der Unternehmen nach Kapitalgütern, die sie akkumulieren, ein wesentliches Element der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage ist, das im Falle von Unterbrechungen ebenfalls zu krisenhaften Störungen im Wirtschaftsablauf führen kann.

THEORIE VOM TENDENZIELLEN FALL DER PROFITRATE

Überhaupt sind wohl die Krisentheorien Marx' wichtigste Beiträge zur Entwicklung der Volkswirtschaftslehre. Neben und eigentlich noch vor der Unterkonsumtionstheorie kommt dabei der Theorie vom tendenziellen Fall der Profitrate, die im dritten Band des „Kapital“ entwickelt wird, eine besondere Bedeutung zu. Die Profitrate, die wir heute Ertragsrate oder Rendite nennen, fällt nach Marx im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung tendenziell auf ein immer niedrigeres Niveau, weil sich die organische Zusammensetzung des Kapitals erhöht, also das Kapital schneller akkumuliert werden kann, als die Zahl der Arbeitskräfte wächst. Es wird immer mehr Kapital pro Arbeiter angehäuft, aber nicht proportional mehr verdient.

Marx prognostizierte, dass die fallende Profitrate irgendwann den Punkt erreichen müsse, an dem die Rendite für die Unternehmer zu gering sei, als dass sie neue Investitionen wagen würden. An diesem Punkt komme es zu einem Investitionsstreik, der die Wirtschaft in eine Krise stürze, weil der unterlassene Kauf von Investitionsgütern

die Hersteller dieser Güter ebenfalls veranlasse, weniger Vorprodukte zu kaufen und es somit zu einer alle Wirtschaftsbereiche umfassenden Kettenreaktion komme. Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate verknüpft also die Theorie des Wachstums bei steigender organischer Zusammensetzung des Kapitals mit der Nachfrage- und Theorie der Krise des kapitalistischen Systems.

Diese Krisentheorie ist hochaktuell. Denn heute, 150 Jahre nach Marx, zeigen sich deutliche Anzeichen für langfristig fallende Kapitalrenditen. Bekanntlich krebren die Zinsen nun schon seit Jahren herum, und Teile der Welt, so Süd- und Westeuropa sowie Japan, scheinen von einer nicht enden wollenden Krise erfasst zu sein.

Manche Ökonomen, so zum Beispiel Carl Christian von Weizsäcker oder auch Lawrence Summers, der ehemalige Finanzminister der USA, interpretieren die fallenden Zinsen und die langwährende Krise, in der sich die westliche Welt seit 2008 befindet, als „säkulare Stagnation“. Das ist ein Begriff, der von Alvin Hansen, einem Zeitgenossen von Keynes, – vermutlich auch unter dem Einfluss von Marx – schon in den 1930er Jahren geprägt wurde. Die These von der säkularen Stagnation besagt, dass die Menschheit bereits zu viel investiert hat, sodass die Rentabilität der noch verbleibenden Investitionsprojekte nicht mehr hoch genug ist, um selbst nur einen sicheren Zins von Null verkraften zu können. Da ein Zins von Null in einer Geldwirtschaft nicht leicht unterschritten werden kann, droht der Investitionsstreik mit einem ewigen Siechtum, wenn nicht einer Dauerkrise.

Das alles ist der Theorie vom tendenziellen Fall der Profitrate sehr ähnlich, nur dass die modernen Autoren als Konsequenz nicht den Systemwechsel, sondern eine nachfragegestimulierende staatliche Budgetpolitik fordern. Wenn die private Investitionsgüternachfrage unzureichend ist, solle der Staat in die Bresche springen, indem er die gesamtwirtschaftliche Nachfrage durch kreditfinanzierte Staatsausgaben so weit erhöht, dass die fehlende Investitionsnachfrage kompensiert wird. Von Weizsäcker argumentiert, dass eine nach dem Umlagesystem konstruierte Rentenversicherung, die, wie man zeigen kann, eine versteckte Staatsverschuldung ist, sowie auch andere Schattenhaushalte, mithilfe derer sich die Schuldenranken der EU umgehen lassen, dabei nützliche Nachfragedienste leisten können. Stets

wird der Konsum zukünftiger Generationen zugunsten gegenwärtiger Generationen gesenkt, was nach seiner Meinung die heutigen Nachfrage-defizite ausgleichen kann. Und Summers redet einer Überwindung oder Abschaffung gesetzlicher Schuldengrenzen das Wort.

Andere Ökonomen, wie etwa Kenneth Rogoff, nehmen die Gefahr einer säkularen Stagnation ernst und fordern, dass man das Bargeld abschaffen müsse, um den Zins so stark negativ machen zu können, dass neue Investitionen wieder rentabel werden. Ohne eine Einschränkung des Bargelds kann der Zins in einer Geldwirtschaft nicht, beziehungsweise nur im Umfang der Tresorkosten, negativ werden, denn niemand würde sein Geld zu negativen Zinsen an jemand anderen verleihen, wenn er die Möglichkeit hat, es billiger aufzubewahren.

Die Theorie der säkularen Stagnation hat insbesondere auch bei der EZB viel Anklang gefunden, sei es, weil sie die Wirtschaft beleben will, sei es, weil sie Interesse an einer Politik hat, die der mandatswidrigen Rettung überschuldeter Banken und Firmen in Südeuropa dient. Der EZB-Rat hat den Zins auf Einlagen, die die Banken bei ihren nationalen Notenbanken unterhalten, bereits vor einiger Zeit in den negativen Bereich gedrückt und dadurch erreicht, dass auch die Zinsen auf dem Interbankenmarkt negativ wurden. Und am liebsten würde er diese Politik wohl noch weiter intensivieren. Das Problem ist nur eben das Bargeld. Wegen dessen Existenz lassen sich die Zinsen nur bis zur Höhe der Tresorkosten negativ machen, denn die Sparer würden ihr Geld lieber bei sich halten, als es zu verleihen, wenn der Negativzins die Tresorkosten übersteigt. Die Tresorkosten sind deshalb in einer Geldwirtschaft die Grenze, bis zu der die Zentralbank den Zins negativ machen kann.

Schon heute scheint der Negativzins an seiner Grenze angekommen zu sein. Große Anleger wie Banken und Versicherungen, die die Möglichkeit haben, Bargeld zu relativ niedrigen Kosten pro Euro zu halten, horten gewaltige Geldbestände, um den negativen Zinsen zu entkommen. Es gibt einzelne Banken, die hinter vorgehaltener Hand bekunden, dass sie 500-Euro-Scheine im Umfang von weit über zehn Milliarden Euro in riesigen Lagerstätten aufbewahren. Der scheidende Vorstandsvorsitzende der Munich Re, der größten Rückversicherungsgesellschaft der Welt, Nikolaus von Bomhard, hat bei seiner Abschiedsrede 2016 sogar ganz offen bekundet, dass sein Un-

ternehmen große Bargeldbestände hält, um den Negativzinsen auszuweichen. Die Nachfrage der Banken und Kapitalsammelstellen nach Bargeld ist mittlerweile so groß geworden, dass man sogar Schweizer Bergwerkstollen anmietet.

Dem EZB-Rat sind diese Ausweichmanöver ein Dorn im Auge. Um sie zu erschweren, hat er 2016 beschlossen, die 500-Euro-Scheine allmählich aus dem Verkehr zu ziehen. Damit zwingt er die Tresorinhaber, ersatzweise 200-Euro-Scheine zu lagern, und da die Geldhaltung in den Tresoren damit etwa zweieinhalbmal so teuer wird, gewinnt er etwas mehr Luft für negative Zinsen. Sollte das nicht reichen, kann er die 200-Euro-Scheine auch noch abschaffen und die Lagerung von 100-Euro-Scheinen erzwingen, was die Treorkosten abermals verdoppeln würde. Ja, auch an eine völlige Abschaffung des Bargelds ist perspektivisch zu denken, um jegliche Schranken für negative Zinsen zu beseitigen.

ENTWERTUNG UND SCHÖPFERISCHE ZERSTÖRUNG

Die marxsche Theorie vom tendenziellen Fall der Profitrate hat mit der Null- und Negativzinspolitik der EZB neue Relevanz bekommen. Die Profitrate des Kapitals ist derzeit offenbar so stark gesunken, dass die Firmen nur noch zu Investitionen verführt werden können, wenn man härteste Mittel wählt und ihnen das Geld beinahe hinterherwirft; ja, sie irgendwann sogar dafür bezahlt, dass sie sich Geld leihen und es investieren. Dennoch wäre es überzogen, Marx für die EZB-Politik in Anspruch nehmen zu wollen, denn erstens hat er sich über Geldpolitik nicht ausgelassen und zweitens sprach er ja nur vom „tendenziellen“ Fall der Profitrate. Letzteres tat er deshalb, weil er beständige Gegenkräfte gegen diesen Fall am Werke sah, die den Rückgang der Kapitalrendite temporär unterbrechen und aufheben können. Dabei kommt seiner Theorie von der Entwertung des Kapitals eine besondere Bedeutung zu.

Mit Entwertung meint Marx zunächst einmal eine ständige relative Entwertung in Relation zum Arbeitswert, die durch technischen Fortschritt zustande kommt, kurzum produktivitätsgetriebene Lohnsteigerungen. Darüber hinaus spricht er aber immer wieder von der krisenbedingten Entwertung des Kapitals. Die Entwertung des Kapitals treibt die Profitrate automatisch wieder in die Höhe, weil sie den Nenner des Quotien-

ten aus Profiten und Kapitalwert senkt. Sie tut es aber auch deshalb, weil sie dem technischen Fortschritt in Form neuer, innovativer Unternehmen den Weg ebnet und ihnen die Möglichkeit bietet, auf den Ruinen alter, in Konkurs gehender Firmen neue Unternehmungen zu starten, die die Maschinen und Gebäude sehr billig aus der Konkursmasse erwerben können. Die Rentabilität des Kapitals wird also durch die Vernichtung alten Kapitals wiederhergestellt.

Diese Sicht der Dinge ist später vom Ökonomen Joseph Schumpeter vertieft worden, der 1912 dazu seine „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ veröffentlichte und noch viel später, während des Zweiten Weltkriegs, in den USA sein Buch „Capitalism, Socialism and Democracy“. Schumpeter prägte dort den Begriff der „schöpferischen Zerstörung“, um den Neuanfang auf den Ruinen alter Industrien zu beschreiben.

Das sind äußerst wichtige Zusammenhänge, die in der modernen Theorie der Wirtschaftsblasen weiterentwickelt wurden. Eine Blase entsteht zumeist durch leicht verfügbaren Kredit, der übermäßige Investitionen ermöglicht. Dabei handelt es sich vornehmlich, doch nicht allein, um Immobilieninvestitionen, die bekanntlich sehr viel Kapital absorbieren. Immerhin bestehen ja fünf Sechstel des Kapitalstocks einer entwickelten Wirtschaft, wie sie Deutschland hat, aus Immobilien, und nur ein Fünftel aus Ausrüstungskapital im Sinne von Maschinen und Anlagen. Die Investitionen treiben die Preise der Altbestände an Immobilien hoch und beleben die Bauwirtschaft, was selbst wiederum die Beschäftigung und die Löhne erhöht. Ähnlich ist es im Rest der Wirtschaft, wie sich unter anderem an steigenden Aktienkursen und fallenden Dividendenrenditen zeigt.

Wachsende Löhne bedeuten eine zusätzliche Nachfrage nach lokalen Dienstleistungen und Gütern, die den Nachfrageimpuls auf den Rest der Wirtschaft ausdehnen und auch dort Lohnsteigerungen induzieren. Angesichts der allgemein wachsenden Einkommen trauen sich die Leute, noch mehr Geld in Immobilien zu investieren, und angesichts der beobachtbaren Preissteigerungen bei den Immobilien glauben sie auch, dass sich das lohnt. Doch irgendwann kommen den ersten Investoren Zweifel. Sie treten auf die Bremse, und wenn andere das merken und sich der Zweifel verstärkt, entsteht eine negative Kettenreaktion mit sehr rasch fallenden Immobilienpreisen und Aktienkursen, der eine Massen-

arbeitslosigkeit folgt. Das ist die Krise, die Marx und Schumpeter so treffend beschrieben haben.

Die Krise ist schmerzhaft, doch liegt in ihr auch schon wieder der Keim des neuen Aufschwungs, weil die Preise der Immobilien, Kapitalgüter und Aktien wieder auf das Normalmaß zurückgeführt werden. Bei den niedrigen Preisen und den nun wieder hohen Renditen beziehungsweise Profitraten lohnt sich die Investition wieder, und das Wachstum der Wirtschaft beschleunigt sich erneut. In diesem Wachstum liegt jedoch, wenn die Politik nicht auf die Bremse tritt, stets die Gefahr einer neuen Übertreibung und Blasenbildung. Im Auf und Ab der Zyklen, die wesentlich länger als normale Konjunkturzyklen dauern und ein bis zwei Jahrzehnte umfassen können, kommt es immer wieder zu neuen Innovationsschüben, die die wirtschaftliche Entwicklung stets von Neuem beflügeln und in aller Regel auch den Massenwohlstand vermehren.

ZWEIFELHAFTE ROLLE DER ZENTRALBANKEN

Die schöpferische Zerstörung, die den Keim des neuen Aufschwungs legt, wird heute allerdings von den Zentralbanken der Welt verhindert, indem sie die Zinsen so tief und die Vermögenswerte durch den Kauf von Wertpapieren so hoch halten, dass die Blasen nicht mehr platzen, beziehungsweise wenn sie platzen, die vollständige Rückkehr der Vermögenswerte auf ihr Normalniveau verhindert wird. Zombie-Banken und mit ihnen ihre Zombie-Kunden aus der Realwirtschaft, also Einrichtungen, die eigentlich nicht mehr wettbewerbsfähig sind, werden so am Leben gehalten, verharren wie lebende Tote aktivitätslos in ihren Positionen und halten die Plätze besetzt, die nun eigentlich junge Unternehmer mit neuen Produkten einnehmen müssten. Eine harte Krise wird damit zwar vermieden, doch rutscht die Wirtschaft stattdessen in eine Dauerkrise.

Aus dem nur tendenziellen Fall der Profitrate wird ein durch die Geldpolitik administrierter Rückgang, der in einem schleichenden Siechtum endet. Dieses Siechtum sieht wie eine säkulare Stagnation mit fallenden Profitraten aus, die aufgrund der Erschöpfung der Investitionsmöglichkeiten zustande kommt, sie ist aber in Wahrheit durch eine an Partikularinteressen orientierte Zentralbankpolitik verursacht, die die Rückkehr der Vermögenswerte auf ihre Gleichgewichtsniveaus verhindert.

Die ultralockere Geldpolitik droht zur Verkrustung des Kapitalismus und auf dem Wege ausufernder Rettungsaktionen direkt in die diktatorische Staatswirtschaft zu führen, denn sie geht mit einer Grenzüberschreitung durch die Zentralbanken einher. So hatte die EZB den Krisenländern auf dem bisherigen Höhepunkt der Krise im Sommer 2012 den Löwenanteil der öffentlichen Rettungskredite (83 Prozent) im Umfang von insgesamt 1342 Milliarden Euro gewährt, ohne dass es dazu Parlamentsbeschlüsse gegeben hätte. Auch hat die EZB angekündigt, dass sie bis Ende 2017 für 2300 Milliarden Euro mit frisch gedrucktem Geld Wertpapiere im privaten Sektor kaufen wird, wovon im Widerspruch zu Artikel 123 des Vertrages über die Arbeitsweise der Europäischen Union rund 80 Prozent Staatspapiere sind. Und im Rahmen des vielzitierten „whatever it takes“ von EZB-Präsident Mario Draghi hat sie den Käufern der Staatspapiere der Krisenländer sogar eine unbegrenzte Deckungszusage gegeben, die, wenn man sie am Markt in Form von Kreditausfallversicherungen erworben hätte, jährlich viele Dutzende von Milliarden Euro gekostet hätte. Durch diese Maßnahmen betreibt die EZB eine regionale Investitionslenkung zugunsten der Standorte in Südeuropa, die fatal an die Verwaltung des gesellschaftlichen Produktionsfonds im „Neuen Ökonomischen System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ der DDR erinnert.

Das alles ist in höchstem Maße besorgniserregend. Im Endeffekt könnte sich Marx' Behauptung, der Kapitalismus werde am Fall der Profitrate zugrunde gehen und dem Sozialismus den Weg ebnen, auf diese Weise doch noch irgendwie bewahrheiten, wenn auch etwas anders, als Marx es sich gedacht hatte.

Dieser Beitrag erschien erstmals in: Mathias Greffrath (Hrsg.), RE: Das Kapital. Politische Ökonomie im 21. Jahrhundert, München 2017.

HANS-WERNER SINN

ist emeritierter Ordinarius der Ludwig-Maximilians-Universität München und war von 1999 bis 2016 Präsident des ifo Instituts für Wirtschaftsforschung. Seit 2017 ist er Gastprofessor an der Universität Luzern.

sinn@ifo.de

ESSAY

HINSCHAUEN STATT GLAUBEN

Ein Erfahrungsbericht aus der Langstrecken-Marxlektüre

*Dietmar Dath**First of all, I'm glad you like a book.*

Patton Oswalt

Seit ungefähr 30 Jahren lese ich „Das Kapital“ und beobachte andere dabei, wie sie darin lesen, damit beginnen oder auch aufhören. Man kann sich in den drei Bänden leicht verlaufen, je nachdem, welchem Lektüreplan man folgt. Wer zum Beispiel denkt, Karl Marx hätte das Buch geschrieben, um zu erklären, wie der Kapitalismus funktioniert, wird in die Irre gehen. Das Buch handelt davon, wie der Kapitalismus eben nicht funktioniert, warum er nicht funktioniert und was man für eine Kritik an ihm zustande bringt, wenn man, wie Marx, dieser Kritik eine ganz bestimmte implizite Vorstellung vom Funktionieren einer Wirtschaftsweise zugrunde legt.

Marx glaubt nicht, dass es der Sinn einer Wirtschaftsweise sei, den Menschen das Überleben zu ermöglichen. Pflanzen und Tiere, weiß Marx, überleben gern, aber sie wirtschaften nicht. Sie arbeiten nicht einmal. Am Arbeiten fällt Marx auf, dass es mehr hervorbringt, als diejenigen verbrauchen können, die arbeiten. Den Überschuss nennt er das Mehrprodukt, es ist die gegenständliche Seite dessen, was Marx am menschlichen Wirtschaften und Arbeiten überhaupt interessiert, nämlich dass diese beiden Tätigkeiten geschichtsbildende Potenz haben. Damit ist gemeint, dass sich mit ihrer Hilfe das Reich der Naturnotwendigkeit einschränken und das Reich der menschlichen Freiheit (also Sinnlichkeit, Neugier, Wissenschaft, Ästhetik) ausdehnen lässt.

Was Marx mit seinem Hauptwerk überhaupt will, kann man unmöglich verstehen, wenn man nicht sieht, wie er den historischen Verlauf bis zum Kapitalismus sieht: Ganz am Anfang wird für den individuellen Verbrauch erzeugt, dann kommt der Tausch dazu, dann der Markt, dann wird das Arbeiten selbst Teil des Marktes, indem

es aus klassisch-persönlichen Ausbeutungs- und Unterdrückungszusammenhängen befreit und in Gestalt der Ware Arbeitskraft auf den Markt gebracht wird. Damit aber wird die Erzeugung tendenziell allgemein oder „abstrakt“ – man stellt jetzt nicht mehr her, was irgendwer konkret will, sondern was irgendwer gegen abstraktes Äquivalent, gegen Geld, verkaufen kann, und das ist nichts Spezifisches mehr, sondern allgemein die Ware. Hier erst bietet sich die Chance, von der allgemeinen Erzeugung für den Markt zur allgemeinen Erzeugung für den allgemeinen, nicht festgelegten, freien, immer mehr erweiterten Verbrauch zu produzieren, für die Veränderung der Bedürfnisse, für ihre Emanzipation von Naturnot, für Freiheit.

SCHIMPFWORT „ANARCHIE“

Was Marx dem Kapitalismus in diesem Zusammenhang nun vorwirft, wurzelt stets darin, dass dieses Wirtschaftssystem jene geschichtsbildende Potenz der Arbeit und des Wirtschaftens hemmt und beschädigt. Die Verallgemeinerung der Erzeugung hat eine Schranke an einem letzten spezifischen Gebrauchswert: dass sie profitabel sein soll. Das setzt die Freiheit einem Zwang aus, der genauso dumm ist wie früher die Natur. Marx hasst diesen Zwang. Die Erscheinungsebene der kapitalistischen Wirtschaftsweise findet Marx durchweg entstellt durch seine üblen Folgen, nämlich durch, wie es im ersten Band des „Kapital“ an sehr grundsätzlicher Stelle heißt, „die Anarchie und Katastrophen der kapitalistischen Produktion im großen und ganzen, die Intensität der Arbeit und die Konkurrenz der Maschinerie mit dem Arbeiter“.⁰¹

„Anarchie“ ist hier ein Schimpfwort, nicht der Name eines künftigen Paradiesgartens, in dem niemand mehr irgendwen schikaniert, aus-

beutet, einsperrt, ausgrenzt oder verkommen lässt. An anderen Stellen benutzt er für das, was er mit „Anarchie“ meint, das Adjektiv „naturwüchsig“. Das Hauptwort bezeichnet einen beobachtbaren Zustand, das Adjektiv seine Herkunft. Wenn Marx sich über Anarchie und Natur beschwert, ist er das denkbar radikalste Gegenteil eines grünen südwestdeutschen Gemeinschaftskundelehrers im Jahr 1985, der sowohl Anarchie als auch Natur liebt, als einerseits ersehnte (Anarchie) und andererseits vor der Haustür vorfindliche, aber bedrohte (Natur) Ideale.

Meine erste eigene Begegnung mit den drei „Kapital“-Bänden fiel in die Zeit, da ich als Schüler die wenig vergnügliche Bekanntschaft besagter Gemeinschaftskundelehrerei machen musste. Mehr als drei Jahrzehnte „Kapital“-Lektüre haben mich seit damals gelehrt, dass es sich lohnt, die Durchdringung, das Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten immer kürzerer syntaktischer Einheiten, einzelner Sätze, ja Nebensätze anhand der Lebenserfahrung, die man parallel dazu macht, in den Mittelpunkt dieser Lektüre zu stellen, statt ein Glaubenssystem aus dem Text zu saugen. Details sind wichtiger als ein imaginärer Riesendurchblick, man kann sie scharf einstellen und dann vergleichen mit dem, was draußen los ist.

Die „Intensität der Arbeit“ zum Beispiel, die Marx in der zitierten Stelle moniert, kann man an jedem menschlichen Wesen, das in der extrem arbeitsteiligen, durchflexibilisierten und durchmodularisierten Produktionssphäre der Gegenwart sein Geld zum Leben verdienen muss, mühelos agnoszieren. Was er mit der „Konkurrenz der Maschinerie mit dem Arbeiter“ meint, ist sogar noch leichter zu erkennen. Es hat sich, seit er den Satz niederschrieb, weit über die wirtschaftlichen Ursache-und-Wirkungszusammenhänge hinaus ausgeweitet, denen man die abstrakte Figur mit Namen „Arbeiter“ zur Zeit der Abfassung jenes Satzes zugewiesen hätte: Wer Angst haben muss, in der Produktions- oder Servicelandschaft durch einen Rechner oder gar eine App ersetzt zu werden, kennt diese Konkurrenz als brutale, äußerst effiziente, tägliche, unübersehbare Selektion. Was aber meint Marx nun eigentlich genau mit der im selben Satz erwähnten „Anarchie“?

01 Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, in: Marx-Engels-Werke, Bd. 23, Berlin (Ost) 1962, S. 526.

Im ersten „Kapital“-Band erfährt man gar nicht allzu viel darüber. Hat man aber den zwei Folgebänden, die selbst immer anarchischer, da immer weniger von Marx fertiggestellt wurden, genügend Zeit, Aufmerksamkeit und Hirnanstrengung geschenkt, so schält sich ein Bild heraus, in dem jene Anarchie in Gestalt der Reibungsverluste der innerkapitalistischen Konkurrenz sowie der Überproduktionskrisen nichts anderes ist als allgemeine Verschwendung von Ressourcen und Arbeit, ein Produzieren an Bedürfnissen vorbei. Dass es sinnlose, ja destruktive Aspekte an der Konkurrenz gibt, und dass Momente, in denen Werte zerschlagen werden, weil sich für irgendwelche nun einmal produzierten Güter keine Abnehmer finden, nicht schön sind, erkennen inzwischen auch Nichtmarxisten an, sogar Wirtschaftsliberale. Sie sagen dann gern etwas wie: Ja, das ist bedauerlich, aber nur der Pferdefuß am immer noch besten System der Erzeugung und Verteilung des gesellschaftlichen Gesamtreichtums, das je ersonnen wurde.

Der kapitalistische Markt, so sagen sie, ist unparteilich, er baut auch mal Mist, aber er korrigiert sich wieder und ist daher einer Diktatur, einer Kommandowirtschaft, die sich nicht korrigieren lässt, bis sie vielleicht eines Tages gewaltsam umgestoßen wird, allemal vorzuziehen. Es gibt recht anspruchsvolle Versionen dieser Argumentation, in klassischer Fassung vor allem von den Radikalliberalen Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises. Seit ich den Schriften dieser beiden erstmals begegnet bin, habe ich ihnen viele nützliche Übungen zu verdanken: Ihre Ansätze sind präzise, selbst ihre Denkfehler sind meist intelligent, erfordern also Intelligenz bei der Widerlegung, und derlei hält das marxistische Hirn fit – wer sich nicht gelegentlich der Herausforderung schlüssig ausgearbeiteter Gegenpositionen zu den eigenen Überzeugungen stellt, hat wahrscheinlich überhaupt keine diskussionswürdigen Überzeugungen.

MANGELNDE PREISERMITTLUNGSPRÄZISION

Der Kernbestand der liberalen Argumentation wider alle von Marx inspirierten Versuche, die erwähnte Anarchie abzustellen, hängt mit der Schwierigkeit der Preisermittlung unter Bedingungen zusammen, unter denen die menschliche Arbeitskraft vom Markt genommen und dieser

Markt also um einen tragenden Pfeiler beraubt würde. Das ist es ja, was Marx unter anderem will, aber Markt funktioniert nur, so sagen die Hayek- und Mises-Inspirierten, wenn alles, was überhaupt einen Gebrauchswert hat, auch zur Ware werden kann, und wenn dem Markt ferner gestattet wird, jeder Ware einen Preis zuzuordnen, den nach Meinung dieser Liberalen Angebot und Nachfrage ermitteln.

Die Rechnungen, die an diesem Problem hängen, sind komplex, selbst für elementare Beispiele fehlt hier der Raum. Es gibt diesen Einwand der mangelnden Preisermittlungspräzision bei Aufhebung der Anarchie aber auch gleichsam entkernt, ohne die Preisfrage selbst. Dabei kommt dann die weniger anspruchsvolle Behauptung heraus, jede Einschränkung jener Anarchie müsse auf irgendeine Form der Planung von Produktion und Verteilung im großen Maßstab hinauslaufen, diese aber sei unmöglich, weil Produktion und Verteilung nur nach Nachfrage reguliert werden könnten und Nachfrage nicht planbar sei; nicht einmal mit sehr schnell verfügbaren, sehr hochauflösenden Datenmassen übers Benötigte.

Das Argument geht zum Beispiel so: „Gewiss, Konsumentenbeobachtung und Big Data erlauben heute erstaunlich verlässliche Vorhersagen über das Verhalten von großen Menschengruppen. Wo diese Technologien indes immer wieder versagen, ist die Vorhersage des Einzelfalls, weswegen sie beispielsweise im Kampf gegen den Terrorismus nur von begrenzter Reichweite sind. Ich erlebe ihre Unzulänglichkeit jeden Tag, wenn mir beispielsweise Anzeigen auf Facebook Dinge empfehlen, die ich entweder kürzlich erworben habe oder mit Sicherheit nie kaufen würde. Die Menschen sind nun einmal Individuen, und changierende noch dazu. Bedürfnisse, Präferenzen, Risikobereitschaft, das sind alles wandelbare Größen. (...) Nur wer sich die Zukunftsgesellschaft als statisch vorstellt, wird ihr eine Planwirtschaft wünschen, sei diese nun basisdemokratisch oder zentralistisch, das ist sowieso egal.“⁰²

Das liest sich für den, der es geschrieben hat, bestimmt plausibler als aus kritischer Distanz. Das Simpelste zuerst: Nur wer im Leben selten herumkommandiert wurde und den Unterschied nicht kennt zwischen einer Entscheidung, die

andere für mich treffen, und einer, die ich selbst treffen kann, nur wer also mit vielen Freiheiten, Vorrechten und Möglichkeiten geboren wurde und genügend davon genutzt hat, wird den Unterschied zwischen basisdemokratisch und zentralistisch „sowieso egal“ nennen.

Aber nehmen wir den flapsigen Satz mal beiseite, was bleibt? Planung, sagt der Passus, kann nur große Gruppen steuern, keine Individualvorgänge. Soll das bedeuten, dass der Mensch, der das geschrieben hat, seine Bedürfnisse nur mit für ihn persönlich angefertigten Individualgütern befriedigt? Will er sagen, dass er noch nie im Kaufhaus oder Supermarkt war, dass er nur maßgeschneiderte Kleidung trägt? Das kann nicht sein, er ist ja kein König aus dem Märchenbuch, sondern ein Deutscher des Jahres 2017.

Im Ernst: Dass die Bahn nicht weiß, wann Tante Ursula von Konstanz nach Stuttgart fährt, heißt doch beim besten Willen nicht, dass sie keine Fahrpläne machen kann. Warum legt ein intelligenter Mensch etwas so evident Törichtes nahe? Weil er, so schreibt er, sich einerseits das Recht vorbehält, seinen Bedarf zu ändern, gehört er doch zu den „changierenden Individuen“ – wobei schon die Bemerkung, Menschen seien „changierende Individuen“, das heißt Veränderliche in der Mehrzahl, den schönen Individualismus indirekt als etwas anerkennt, das eben doch in großen Gruppen gedacht werden kann, aber sei's drum –, und andererseits die Unmöglichkeit, seine Individualität zu berechnen, beispielhaft daran festmacht, dass man ihm manchmal Sachen empfiehlt, die er „mit Sicherheit nie“ kaufen würde. Seltsamer Gedanke: Ich bin unberechenbar veränderlich, das sieht man daran, dass es bei mir Vorlieben gibt, die sich niemals ändern werden.

Hinter dem befremdlichen Unsinn steckt die empirische Gewohnheit des Verfassers, auf dem Markt ganz gut versorgt zu werden. Darüber sollte man gerade von sozialistischer und marxistischer Seite nicht vorschnell spotten, sind doch die peinlichen Versorgungsengpässe und sonstigen Ärgernisse der sowjetischen Ära Russlands und Osteuropas und einiger verfloßener Bündnispartner jener Region noch in beschämender Erinnerung.

Der Verfasser des genannten Zitats ist Gero von Randow, ein Hamburger Journalist und Wissenschaftspublizist, dessen Name mir in den 1980er Jahren, als ich, umzingelt von naturlie-

02 Gero von Randow, *Wenn das Volk sich erhebt. Schönheit und Schrecken der Revolution*, Köln 2017, S. 134f.

benden, anarchistischen Gemeinschaftskundelehrern, anfangs, im „Kapital“ zu lesen, erstmals als Autorenzeile in Artikeln begegnete, die man an Orten fand, wo die Kader der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) ihre Gedanken veröffentlichten. Denn Gero von Randow gehörte dieser Partei an. Unter dem Einfluss von Michail Gorbatschows „Neuem Denken“ nahm er Ende der 1980er Jahre dann Abstand von der marxistischen Orthodoxie und leistet seither immer mal wieder Kritik an Sätzen, an die er einst glaubte.

WIRKLICHKEIT ZERSTÖRTE EINEN GLAUBEN

Solche Lebensläufe kann ich dutzend-, ja hundertfach erzählen; sie gehören zu den Erscheinungen, die man zu sehen und zu hören bekommt, wenn man jahrzehntelang bei den Texten von Marx, bei Marx' Sache bleibt, und man wird beiden nicht gerecht, wenn man diese Lebensläufe ignoriert. Leute verabschieden sich, manche schnell, andere später, und fühlen sich dann von dieser Entscheidung genötigt, ihre Gründe öffentlich zu machen. Ich glaube wirklich, man kann und soll nicht über Marx und den Marxismus reden, ohne die möglichen Entscheidungen zur Abkehr von dem, was Marx mit dem „Kapital“ und seinen anderen Schriften erreichen wollte, zu bedenken – egal, ob es sich dabei um Entscheidungen von Individuen, größeren Menschengruppen oder ganzen Gesellschaften handelt.

Man muss die Gründe, die jemanden bewegen, eine Überzeugung zu verändern oder gar aufzugeben, nicht sachlich richtig finden, um sie zu respektieren. Man versteht und respektiert jemanden wie Gero von Randow aber auf jeden Fall, wenn man ihm die merkwürdigen sachlichen Einwände gegen Marx, die er so widersprüchlich vorträgt, nicht vorhält, ohne einzusehen, dass andere ihm in Wahrheit wichtiger sind; moralische vor allem.

In der Wochenzeitung „Die Zeit“ veröffentlichte er im Februar 2014 einen Artikel mit dem Titel „Die Zwangsarbeiter und wir“, geschrieben gemeinsam mit dem Journalisten Thomas Kerstan. Die beiden Autoren (und ehemaligen DKP-Genossen) wollten diesen Text als Beitrag zur Aufarbeitung einer Schuld verstanden wissen: Inhaftierte in den Gefängnissen der DDR hatten im Auftrag westlicher Firmen Güter produziert, zu

den Gewinnern des Handels mit diesen Gütern gehörte auch die von der DDR subventionierte DKP. Wenn man dieser Partei, ihrer Jugendorganisation oder verwandten Einrichtungen irgend etwas verdankt, wie das bei den beiden Artikelautoren der Fall gewesen war, hat man zumindest indirekt von der Arbeit jener Gefangenen profitiert. Zwar arbeiten Gefängnisinsassen fast überall da, wo es überhaupt Gefängnisse gibt, für irgendeinen Zweig der jeweiligen Volkswirtschaften. Aber darum ging es von Randow und Kerstan nicht. Man kann leicht nachvollziehen, worum es ihnen ging: Sie hatten an etwas geglaubt, an eine emanzipatorische Idee, den Horizont einer Gesellschaft ohne Zwang, ohne Ausbeutung, Ausgrenzung, Einschließung. Heute glauben sie daran nicht mehr, weil die politische Realität dieser Idee nicht ohne Zwang durchsetzbar gewesen war. Eine Wirklichkeit hatte einen Glauben zerstört.

Es kann für Menschen sehr schmerzhaft und beschämend sein, wenn sie Politik, also etwas sehr Diesseitiges, mit Heilserwartungen, Glauben, Liebe zur Menschheit und anderen Jenseitigkeiten vermengen, jene Erwartungen enttäuscht zu sehen. Man sollte politische Überzeugungen und deren Wandel, von solchen Fällen gewarnt, daher eher an Argumente und Beobachtungen als an Glaube, Liebe oder Hoffnung knüpfen, was nicht heißt, dass man diesen Anspruch an sich selbst als fehlbares Wesen immer einlösen kann. Vor 20 Jahren war ich noch ein Bewunderer mancher Gedanken und Schriften Leo Trotzki's, die ich heute, bei genauerer Kenntnis einiger Dinge, von denen jener schrieb, und nach gewissenhaftem, kritischem Nachvollzug seiner Folgerungen, erheblich skeptischer sehe. Ich hatte Glück: Mir ist da kein Heiland gestorben, kein Prophet hat sich als Verbrecher enthüllt, ich habe nur Einwände gegen Argumente gefunden, die ich einst plausibel fand und jetzt verwerfen muss.

Wo politische Texte sehr grundsätzlich werden, darf man sich nicht einschüchtern lassen und sollte an diesem Verfahren festhalten, statt gläubig zu werden oder sich erschrocken und anders- oder ungläubig zu bekreuzigen. Gewöhnt man sich an, das, was bei Marx steht, nicht nur mit persönlichen Erwartungen, sondern auch mit dem als Lebenserfahrung zugänglichen Handeln großer Gruppen – sprich der gesellschaftlichen Wirklichkeit – zu vergleichen, entwickelt man

im Laufe der Zeit einen horizontweitenden Sinn für historische Ironie. Marx selbst hat ihn; man merkt das, wenn er sich etwa zu Beginn des ersten „Kapital“-Bandes mit der Tatsache befasst, dass das, was er und Engels gern „Maschinerie“ und „große Industrie“ nennen, theoretisch den Arbeitsaufwand der Menschheit hätte verkürzen müssen, in der Realität aber den Arbeitstag einiger Menschen fürchterlich verlängert hat. Ironisch ist dies in dem Sinn, dass die Leute oft weder so handeln, wie es die Theorie will, an die sie sich in Form von Überzeugungen oder Glauben explizit binden, noch so, dass sie wenigstens aus den guten oder schlechten Erfahrungen irgendetwas lernen, die sie machen.

Die Theorie des Marktes, an die Gero von Randow heute glaubt, besagt, dass der Markt und die Konkurrenz am Markt allerlei Innovationen begünstigen, Stagnation verhindern, weil sie neue Bedürfnisse ermitteln, weshalb sie das Gegenteil einer statischen Gesellschaft hervorbringen. In der tatsächlichen Geschichte hat gerade die Erfahrung des Zusammenbruchs der sozialistischen Staaten, mit denen von Randow als DKP-Mitglied einmal hatte solidarisch sein wollen, gezeigt, dass Gemeinwesen einen hohen Preis dafür zahlen, wenn sie die „Anarchie“ in der Produktion, die Konkurrenz, die Naturwüchsigkeit nicht entschieden genug bekämpfen, egal, wie oft und laut sie sich auf Marx berufen, während sie diesen Kampf versäumen.

Im Westen haben die Mächtigen nicht an Marx geglaubt, aber sie haben dem marktfernsten Sektor ihrer Wirtschaft, nämlich erst dem Militär und dann der Großforschung, die Erschaffung des World Wide Web anvertraut. Im Osten hat die unübersehbare Konkurrenz und das Gewurstel lauter kleiner fiktiver Profitcenter genau das verhindert; man kann das nachlesen in dem faszinierenden Buch „How Not To Network A Nation: The Uneasy History of the Soviet Internet“ von Benjamin Peters, der alles andere als ein Marxist ist, aber dafür doch ein gewissenhafter Historiker. Er kommt zu Ergebnissen, bei denen Marx grimmig genickt hätte, weil er hinschaut.

Dass nicht nur Konkurrenz an sich, sondern vor allem über Märkte vermittelte Konkurrenz geeignet sei, die Nachfrage nach Innovation zu ermitteln, ist ein Märchen, an das gerade die Leitungen großer Konzerne heute nicht mehr glauben. Wer da arbeitet, weiß, dass Märkte besten-

falls die zahlungskräftige Nachfrage ermitteln können, und das noch nicht einmal immer richtig, das heißt, man kriegt über sie nur so ungefähr raus, wer sich im Moment ein wegen hoher Entwicklungskosten teures neues Produkt leisten könnte und es haben wollen würde, erfährt aber zum Beispiel nicht, wie viele Leute es kaufen würden, wenn es so billig wäre, wie man es bei Herstellung in größter rentabler Menge machen könnte.

Ab 1990 wurde von klugen Marktteilnehmern gegen diesen Pferdefuß des Marktsystems viel unternommen; die Einführung des *supply chain management* durch IBM war beispielgebend, man sparte Milliarden, indem man alle Teilbereiche einer Großwirtschaftseinheit auf Datenbasis koordiniert. Dazu kam bald das, was man heute *concurrent engineering* oder *simultaneous engineering* nennt: Schon wenn ein Produkt entworfen wird, versucht man alles abzufangen, was später stromabwärts auf dem Markt Probleme verursachen könnte.

Während die Antikapitalisten noch streiten, ob die Anarchie in der Produktion weg soll oder toleriert werden muss, verhalten sich die Kapitalbesitzenden, als hätten sie „Das Kapital“ gelesen. Zu Optimismus besteht für Leute, die das, was Marx behauptete und wollte, für richtig halten, dennoch kein Grund. Die Kapriolen der historischen Ironie nämlich gehen meistens mit gewaltigen Wertvernichtungen, Krisen, Katastrophen einher, zum Beispiel mit Krieg. Wer Lehren, die auf Glauben keine Rücksicht nehmen, nicht ziehen kann, wird böse Überraschungen erleben und sollte „Das Kapital“ am besten gar nicht erst aufschlagen.

DIETMAR DATH

ist Feuilletonredakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und Buchautor. Zuletzt erschien von ihm „Leider bin ich tot“ (2016).

KARL MARX: BILDNIS UND IKONE

Beatrix Bouvier

Im Zusammenhang mit dem Start des Kinofilms „Der junge Karl Marx“ ist der Hauptdarsteller August Diehl auch nach seiner Annäherung an diese bedeutende Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts gefragt worden: Wie kann man sich auf eine solche Rolle vorbereiten? Welches Bild hat man im Kopf, und welches wird evoziert? Dies umso mehr, wenn man von der Allgegenwärtigkeit des „Rauschebartes“ ausgeht, der uns in fast jeder Form der Beschäftigung mit Karl Marx begegnet, Werbung und Karikatur eingeschlossen.⁰¹ Der junge Marx, darauf wies der Schauspieler hin, ist jedoch bildlich ein recht unbekanntes Wesen. Es sei zudem an der Zeit, den uns im Kopf spukenden Marx von all dem zu befreien, was vornehmlich seit dem 20. Jahrhundert auf ihm lastet und was wir damit verbinden. Das ist dem Film gelungen, auch wenn es schwer sein dürfte, das allgemein bekannte Bild zu verdrängen. Zu sehr ist es Teil des kollektiven Gedächtnisses. Wie kam es dazu?⁰²

POLITISCHE IKONOGRAFIE

In der Tat wissen wir wenig über das Aussehen des jungen Marx, vieles ist Beschreibungen, späteren Zuschreibungen und noch mehr der Fantasie geschuldet. Auch der alte Mann, der sich noch einmal fotografieren ließ, ehe er sich auf seiner letzten Reise in Algier den Bart abrasieren ließ, ist wenig bekannt (*Abbildung 1*). Es gehört auch nicht zum Allgemeinwissen, dass die Anzahl der überlieferten Fotografien von Karl Marx begrenzt ist. Auf ihnen basieren alle anderen bildlichen Darstellungen, die des 20. Jahrhunderts in den unterschiedlichsten Ausprägungen eingeschlossen.⁰³ Die Fotografien machten Karl Marx bereits zu Lebzeiten auch visuell bekannt und wurden grundlegend für die „Ikone“ – wenn man diese Bezeichnung auf ein Bild von Karl Marx und seine weltweite Verbreitung anwenden will. Sie stammen aus den Jahrzehnten, die Karl Marx und Friedrich Engels, die Familie Marx eingeschlossen, nach der Flucht vom europäischen Festland in England verbrachten, wo sie bis an ihr Lebensende blieben.

Deren Geschichte ist noch nicht endgültig geschrieben, auch ist es denkbar, dass noch weitere Bilder auftauchen.⁰⁴ Die heute bekannten etwa 15 Fotografien zeigen Karl Marx allein, gelegentlich mit Friedrich Engels oder auch Marx mit seinen Töchtern. Eine Fotografie, die ihn zusammen mit seiner Frau Jenny oder beide mit den drei Töchtern zeigt, gibt es darunter nicht. Diese Thematik – das fehlende Familienporträt – wurde später, insbesondere im 20. Jahrhundert, möglicherweise als Mangel empfunden und als Narrativ über das Leben von Karl Marx Künstlern zur Gestaltung überantwortet. Wichtige Anlässe dafür waren beispielsweise die Ausgestaltung von Museen, die mit einer wiederbelebten Historienmalerei die Geschichte der eigenen Bewegung und ihrer Ahnherren oder „Helden“ in anschaulicher Form präsentierten, auch um den Mangel an anderen Quellen auszugleichen. Hinzu kamen Jubiläen wie runde Geburts- oder Todestage, was seinen Niederschlag auch in zahlreichen Darstellungen, auf Münzen und Briefmarken fand. Vor allem der 100. Todestag 1983 wurde weltweit begangen.

Die Fotografien entstanden teils in London, teils an anderen Orten, beispielsweise in Hannover im Zusammenhang mit Reisen des staatenlosen Karl Marx auf den Kontinent, etwa zur Drucklegung seines Werks „Das Kapital“. Über die Anzahl der jeweils angefertigten oder nachbestellten Abzüge liegen lediglich Vermutungen vor. Andeutungen in Briefen lassen allerdings darauf schließen, dass man von einer größeren Anzahl ausgehen kann. Fotos waren ein beliebtes Andenken, sogar eine Art moderne Reliquie; im Fall von Karl Marx dienten sie auch als Vorlagen für Zeichnungen und Stiche, die in Zeitungen Verwendung fanden. Damit sind es diese Fotos, die unser „Bild“ von Karl Marx geprägt haben, denn, soweit bekannt, hat er kein Porträtmalerei von sich in Auftrag gegeben, wie dies im 19. Jahrhundert üblich war. Das mag mehr den äußeren Lebensumständen und dem Geldmangel geschuldet gewesen sein als der grundsätzlichen Ablehnung des Genres. Gleichwohl ist auch denkbar,

dass zu seinen Lebzeiten die meisten Künstler ihrerseits sowohl seiner Lebenssphäre als auch seiner Weltanschauung fern waren.

Der ikonografische Blick auf Karl Marx führt zu der Frage, wie denn jenes „Bild“ entstanden ist, das wir im Kopf haben und stets wiedererkennen und das sich bereits Zeitgenossen und dann Nachgeborene mehrerer Generationen gemacht haben. Auf welcher Basis formte sich durch Bildnisse und Bilder die bildliche Vorstellung, die so unverrückbar erscheint? Wie schon eingangs im Zusammenhang mit dem Spielfilm „Der junge Karl Marx“ angedeutet, ist der junge Marx ein – optisch gesehen – wenig bekanntes Wesen. Schon die Kindheit und Jugend in Trier sind in Bildern nicht zu fassen. Erzählungen aus und über diese Zeit bleiben spärlich und anekdotisch. Früh schon erhielt er den Spitznamen „Mohr“, was als Hinweis auf sein Aussehen, den dunklen Teint, seine schwarzen Haare und den schwarzen Bart, gedeutet wird.⁰⁵ Nicht nur zahlreiche Briefe und Erinnerungen belegen diesen Spitznamen, berühmter wurde er im 20. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum durch das Kinderbuch „Mohr und die Raben von London“, das zusammen mit der gleichnamigen Verfilmung von 1968, dem 150. Geburtstag demnach, das „Bild“ von Marx mitprägte, weil es ihn auch bildlich fassbar machte.⁰⁶ Ob der Film über den jungen Marx in ähnlicher Weise ein „Bild“ prägen wird oder dies kann, bleibt abzuwarten.

01 Auch die große Landesausstellung, die für den 200. Geburtstag im Jahr 2018 unter dem Titel „Karl Marx. 1818–1883. Leben. Werk. Zeit.“ in Trier vorbereitet wird, bedient sich in ihrer Werbung und bei allen Logos des Wiedererkennungseffektes des allgegenwärtigen Bildes, auch wenn sie vom Inhalt her ein anderes, ein „neues“ Marx-Bild vermitteln will: ein Bild, das ihn vornehmlich im 19. Jahrhundert verortet und verständlich machen will, ohne zu ignorieren, was im 20. Jahrhundert geschehen ist und wofür Zusammenhänge mit seinen Ideen hergestellt wurden.

02 Der Beitrag basiert im Wesentlichen auf den Inhalten der Ausstellung „Ikone Karl Marx“. Ausführlich dazu: Elisabeth Dühr (Hrsg.), *Ikone Karl Marx. Kultbilder und Bilderkult*, Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Simeonstift Trier, 17.3.–18.10.2013, Regensburg 2013.

03 Vgl. Boris Rudjak, *Die Photographien von Karl Marx im Zentralen Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU*, in: *Marx-Engels-Jahrbuch*, Bd. 6, Berlin (Ost) 1983, S. 293–310.

04 Als Überblick dazu Beatrix Bouvier, *Karl Marx. Vom Bildnis zur frühen Ikone*, in: Dühr (Anm. 2), S. 11–19.

05 Vgl. Manfred Kliem, *Karl Marx. Dokumente seines Lebens*, Leipzig 1970, S. 17.

06 Ilse Korn/Vilmos Korn, *Mohr und die Raben von London*, Berlin (Ost) 1962. Aufgrund der Popularität erschien 2000 eine Neuauflage.

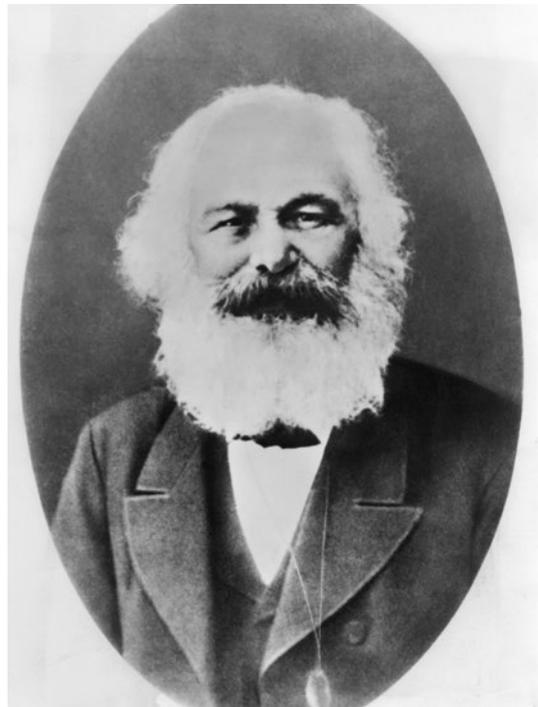


Abbildung 1: Letzte bekannte Marx-Fotografie, Algier, Februar 1882

Quelle: picture-alliance/dpa

BEGINN DES ÖFFENTLICHEN WIRENS

Als erstes sozusagen „authentisches“ Porträt gilt bislang eine Lithografie der „Trierer“ von David Levy-Elkan von 1836, das die „Trierer Landsmannschaft“ zeigt, eine Studentenverbindung, der Karl Marx während seines Bonner Studienjahres angehörte. Problematisch bleibt, dass eine Zuordnung der Personen auf diesem Gruppenbild durch einen ehemaligen Studenten erst über 50 Jahre später erfolgte.⁰⁷ Neuerdings ist noch eine Bleistiftzeichnung eines Bonner Kommilitonen aus dieser Zeit aufgetaucht (*Abbildung 2*). Somit sind es neben einem romantischen Jünglingsbild spätere Erinnerungen und Imaginationen sowie schriftliche Zeugnisse, die Aufschluss über das Aussehen vor den überlieferten Fotografien geben. Passangaben oder Beschreibungen in Spitzelberichten datieren

07 Vgl. Eberhard Gockel, *Karl Marx in Bonn. Alte Adressen neu entdeckt*, Bonn 1989, S. 26 ff.; Magdalena George, *Das authentische Marx-Bildnis*, in: Dieter Gleisberg et al. (Hrsg.), *Porträts hervorragender Arbeiterführer*. Ausstellungskatalog, herausgegeben im Auftrag des Ministeriums für Kultur der DDR vom Museum der bildenden Künste, Leipzig 1983.



Abbildung 2: Karl Marx als Student, Zeichnung um 1836
Quelle: picture-alliance/dpa

erst ab 1844, als Marx sich im Ausland aufhielt. Sie fallen damit in eine Zeit, als er bereits eine öffentliche Person geworden war.

Der Beginn des öffentlichen Wirkens von Karl Marx ist markiert durch seine aufsehenerregende und doch nur kurze Zeit als Chefredakteur der liberalen „Rheinischen Zeitung“ in Köln. Deren Verbot wurde durch eine im 19. Jahrhundert weit verbreitete Lithografie des angeblich Marx symbolisierenden gefesselten Prometheus allegorisiert. Obwohl Marx nicht im Porträt erscheint, wird dies suggeriert, verstärkt möglicherweise durch eine innere Wahrnehmung und unbewusste Konnotation. Auch wenn wir nicht genau wissen, wie der Barträger Marx genau ausgesehen hat, so ergibt eine Schnittmenge aller schriftlichen Beschreibungen für den jüngeren Marx (vor den bekannten Fotografien) das Erscheinungsbild eines Mannes von knapp über 1,70 Meter Größe und gedrungener Gestalt.⁰⁸ Übereinstimmung herrscht auch darin, dass Marx einen der Mode der Zeit entsprechenden Vollbart trug, dass Haare und

Bart zunächst tiefschwarz waren, sich die Haare doch bald schon nach der Revolution von 1848/49 grau zu färben begannen, nicht hingegen der Bart.

Kaum zu trennen davon waren Beschreibungen und Erinnerungen zur Wirkung der Persönlichkeit, die je nach Freund-Feind-Standpunkt mit positiven oder negativen Attributen versehen waren. Geschildert wird schon der junge Marx als ein selbstsicher auftretender Mann, der seine Argumente durch eine eindrucksvolle Gestik unterstrich und offensichtlich Energie, Willenskraft und eine unbeugsam wirkende Überzeugung ausstrahlte. All diesen Beschreibungen entspricht eine wenig bekannte Karikatur mit dem Titel „Freiheit der Meinung“ in den „Fliegenden Blättern“ aus dem Revolutionsjahr 1848, die Marx namentlich nicht nennt, ihn aber ohne Zweifel mit erhobener Faust zeigt.⁰⁹ Die ihm zugeschriebenen Äußerungen zeigen vor allem die Ängste des Bürgertums vor dem virulenten sozialistischen Gedankengut, das in einer Person – unverkennbar Marx – gebündelt präsentiert wird.

Die Tatsache, dass wir den gezeichneten und karikierten Redner als Karl Marx identifizieren können, mag man mit unserer Kenntnis der Fotos und der später daraus entstandenen bildlichen Darstellungen, mit unserem „Bild im Kopf“ erklären. Wenn aber zeitgenössisch, das heißt während der Revolution 1848/49, der Name unerwähnt bleibt, so liegt die Vermutung nahe, dass er zu dieser Zeit eine bekannte öffentliche Person war, so bekannt eben über die Grenzen seiner Wirkungsstätte Köln hinaus, dass es einer namentlichen Erwähnung nicht bedurfte. Jedenfalls nicht in diesem Revolutionsjahr. Die Frage, ob er in den Jahren danach – bildlich gesehen – in Vergessenheit geriet, jedenfalls im ihn 1848 so fürchtenden deutschen Bürgertum, muss offenbleiben. Die Obrigkeit jedoch behielt ihn auch weiterhin im Auge. Spitzelberichte zeugen davon.

FRIEDRICH ENGELS UND DIE PR-ARBEIT

Es sind dann die Fotografien, die Karl Marx schon zu Lebzeiten – auch optisch – bekannt machten und grundlegend blieben für unser „Bild im Kopf“. Sie wurden gezielt in Auftrag gegeben. Es war das damals neue Medium, und Karl Marx, seine Familie

⁰⁸ Vgl. Kliem (Anm. 5), S. 15–19.

⁰⁹ Zu dieser Geste vgl. Lutz Heusinger, Faust, in: Handbuch der politischen Ikonographie, Bd. 1, München 2011?, S. 293–300.

und Friedrich Engels nutzten es. Und der Freund Wilhelm Liebknecht nahm es in seinen Ende des 19. Jahrhunderts verfassten Erinnerungen an Karl Marx für eine Hommage in Anspruch, die bis zu einem gewissen Grad bereits in den Bereich der Apotheose gehört, wenn er meinte, bei Marx habe es weder Posen noch Schauspielerlei gegeben. „Von Marx kenne ich keine schlechte Photographie. Alle geben ihn richtig, weil er selbst sich stets richtig gegeben hat.“¹⁰ Wir wissen nicht, welche Fotografien, Zeichnungen oder sonstige Abbildungen Wilhelm Liebknecht vor Augen hatte, als er diese Erinnerungen wenige Jahre vor seinem Tod schrieb. Und wie diese Bilder sich mit den Erinnerungen an gemeinsame Londoner Jahre deckten oder vermischten. Zu viele Jahrzehnte lagen dazwischen. Karl Marx war seit vielen Jahren tot und in und mit seinem „Bild“ längst ritueller Bestandteil der Arbeiterbewegung in Gestalt der deutschen Sozialdemokratie geworden. Er war eine ihrer Ikonen.

Von Anfang an ging die Verbreitung der Fotografien im Kontext der Kommunikation und Briefkultur über den reinen Privatcharakter hinaus. So fand eine Serie von Fotos weite Verbreitung, die in Hannover entstanden war, als Marx die Drucklegung von „Das Kapital“ vorbereitete und ein Foto dann mit dem Werk zusammen verschickt wurde. Die Kommentare der Töchter zeigen – ungeachtet von emotionaler Überhöhung –, dass es nicht nur um Binnenwirkung in der Familie ging, sondern zugleich um Außenwirkung, nicht zuletzt bei tatsächlichen oder vermeintlichen Feinden. Mit und nach dem Erscheinen von „Das Kapital“ wuchs Marx' wissenschaftliche Reputation und mit ihr die Nachfrage nach Bildern. Das Werk selbst sollte rezensiert und rezipiert werden, biografische Notizen mit einem Bild schienen förderlich. Die französische Ausgabe mit einem Porträtstich auf der Basis eines Fotos folgte. Es war immer wieder Friedrich Engels, der auf den Nutzen der PR-Arbeit verwies. „Diese Art Reklame dringt dem Philister in seinen tiefsten Busen. Gib ihm also ja alles, was er dazu braucht.“¹¹ Und er glaubte in Marx' Sinn zu handeln, wenn es ihm darauf ankam, dass das Buch und Marx – auch bild-

lich gesehen – nicht totgeschwiegen wurden, dass nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern auch in französischen Zeitungen berichtet wurde.¹² Marx ließ es geschehen.

Die in Hannover entstandenen Fotografien waren auch in der Familie beliebt, und sie wurden mehrere Jahre lang verwendet und durch eine weitere Serie 1872 ergänzt. Als sich schließlich der Einsatz der weithin bekannten Fotos mehrte, weil sie zur Grundlage von Zeichnungen und Stichen wurden, markierte dies einen frühen Höhepunkt der Marx-Ikonografie. Wenn man dafür eine Jahreszahl nennen möchte, so müsste man das Jahr 1871 zugrunde legen. Das hängt mit der im Gefolge des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 proklamierten Pariser Kommune von 1871 zusammen; vor allem mit der Rolle, die Marx dabei zugewiesen wurde. Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit im Generalrat der Internationalen Arbeiter-Assoziation hatte er nach der blutigen Niederschlagung des Kommune-Aufstandes eine flammende Verteidigungsschrift verfasst. Unter dem Namen „Bürgerkrieg in Frankreich“ wurde sie bekannt und ihr Verfasser von den konservativen Regierungen Europas und der entsprechenden Presse zu einem der Hauptschuldigen und „Anführer“ gemacht. Es war dann eine Falschmeldung über seinen Tod, die im Frühherbst 1871 für Aufregung und Nachrufe sorgte und die Nachfrage nach Bildern anschwellen ließ.¹³

Karl Marx war nun bekannt und wollte – zusammen mit Friedrich Engels und seiner Familie – die weitere „Inszenierung“ seiner Person wenigstens beeinflussen. Die Auswahl der Bilder war deswegen ebenso wichtig wie gesteuert, sodass dieser Prozess in eine Art Kanonisierung der Bilder mündete.¹⁴ Flankiert wurde dieser Prozess hin zur bildlichen Festlegung schon zu Marx' Lebzeiten von schriftlichen „Lebensbildern“ und „Würdigungen“ in Nachschlagewerken und Lexika. Sofern sie von Friedrich Engels geschrieben worden waren, dürften sie nicht ohne Absprache und Billigung entstanden sein. Wenn sie zudem später die Grundlage von Nachrufen und postumen Würdigungen wurden, sollten sie Marx den Platz in der Geschichte und nicht zuletzt in der Wissenschaft sichern.

10 Wilhelm Liebknecht, Karl Marx zum Gedächtnis. Ein Lebensabrisß und Erinnerungen, Nürnberg 1896, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Mohr und General. Erinnerungen an Marx und Engels, Berlin (Ost) 1982, S. 77.

11 Engels an Marx, 2.2.1868, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 32, Berlin (Ost) 1974, S. 27.

12 Siehe Engels an Marx, 6.8.1868, in: MEW, Bd. 32, Berlin (Ost) 1974, S. 133.

13 Siehe Marx an Jenny Marx, 23.9.1872, in: MEW, Bd. 33, Berlin (Ost) 1976, S. 286.

14 Vgl. Bouvier (Anm. 4), S. 17.

KANONISIERUNG NACH MARX' TOD

Dem „Bild“, das auf diese Weise von Marx zu Lebzeiten und vor allem bei seinem Tod mit Worten gezeichnet wurde, entsprach – und sollte wohl auch entsprechen – das „Bildnis“ in Form von Zeichnungen und Fotos, das diese Sicht nicht nur unterstreichen, sondern prägen sollte. Zentral dafür war die Fotoserie aus dem Jahr 1875, ein Bild mit Varianten, das um die Welt ging. Schon zu Lebzeiten hatte Marx auch dieses Foto mit Widmungen verschickt. Doch die Kanonisierung des Bildnisses mit gerade diesen Fotos erfolgte nach seinem Tod im März 1883. Friedrich Engels hatte Anfragen aus aller Welt erhalten und bestellte 1200 Abzüge, um sie Zeitungen und Sozialisten in aller Welt zur Verfügung zu stellen. Er begründete die Auswahl damit: „Es ist die letzte, beste Aufnahme, wo der Mohr ganz in seiner heitern, siegsgewissen olympischen Ruhe erscheint.“¹⁵ Diese Bildauswahl durch Friedrich Engels hatte Auswirkungen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, bis heute eigentlich. Es ist immer wieder diese Fotovorlage, die das Bildnis von Karl Marx – in sehr unterschiedlichen ästhetischen Formen – zu der Ikone macht, die wir vor Augen und zugleich im Kopf haben.

Das „Bild“ von Karl Marx war also schon zu Lebzeiten festgelegt, endgültig dann mit seinem Tod und verbreitete sich danach in der Arbeiterbewegung, der deutschen und der internationalen. Freilich war Marx in der durch das Sozialistengesetz (von 1878 bis 1890) unterdrückten und sich danach zur Massenpartei entwickelnden deutschen Sozialdemokratie nicht die einzige Ikone. Das entsprach ihrer Entstehung und Entwicklung, dem Nebeneinander unterschiedlicher Traditionen, aber keineswegs dem Selbstverständnis von Marx und auch nicht dem „Bild“, das Engels schon zu Lebzeiten gezeichnet und mit der Fotoserie von 1875 festgelegt hatte. Im frühen Marxismus wurde er in einer Art religiöser Semantik zum „Erlöser“ und mit entsprechenden Sinnbildern auf der Basis des Fotos von 1875 dargestellt. Anders als in den frühen 1870er Jahren, in denen Marx nach dem Erscheinen von „Das Kapital“ als Wissenschaftler hervorgetreten und selbst politisch Handelnder war und in Presse und Publizistik mit seinem Bild-

nis hervorgetreten war, wurde das Bildnis dann in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg Bestandteil der Alltagskultur der Arbeiter.¹⁶

In dieser Welt – schon damals auch eine Bilderwelt – war Marx präsent und zugleich räumlich entrückt. Er war in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr unmittelbar politisch handelnd und nicht Teil des praktischen Parteilebens, das sich in gewisser Weise in der Alltagskultur widerspiegelte. Er hatte im fernen London gelebt, war aber durch sein Porträt auf Stickbildern, Krügen, Schalen, Postkarten, Gedenkblättern ebenso allgegenwärtig wie frühzeitig durch Büsten. Sie schmückten und umrahmten die Veranstaltungen nicht nur, sondern enthielten dadurch auch eine politische Botschaft. Doch eines ist nicht zu vergessen: Marx' Bild erscheint in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg meist zusammen mit dem Konterfei anderer Arbeiterführer, den Gründervätern der Sozialdemokratie, neben August Bebel vor allem dem von Ferdinand Lassalle. Schaut man zurück, so haben weder einstige „Ikonen“ noch spätere oktroyierte „Partei-Ikonen“ überdauert; Marx schon, wenn auch mit Schwankungen.

MARXISMUS-LENINISMUS ALS STAATSIDELOGIE

Mit dem Kommunismus an der Macht und der herrschenden Ideologie des Marxismus-Leninismus, den Stalinismus eingeschlossen, entstanden neue und andere Formen der Marx-Ikonografie, auch wenn in den kantigen und nicht selten starren Konturen das Porträt von 1875 erkennbar bleibt. Dennoch gab es mehr als die allgegenwärtige Dreier- beziehungsweise Vierer-Ikone. Ein neues Geschichtsbild wurde propagiert, das auf einer Lehre beruhte, die Marx in Anspruch nahm. Das reine Porträt reichte nicht, um Lebensgeschichte, Beziehung zu anderen Menschen, Umfeld und Ereignisse so darzustellen, dass sie einem breiteren Publikum verständlich wurden. Die Historienmalerei war ein Weg, den sowohl die Sowjetunion als auch die DDR später beschritten, um Karl Marx in den gewünschten Kontexten bildlich zu präsentieren.¹⁷ Einige dieser Bilder fanden Eingang in die Schulbücher der DDR, wo sie über die Jahrzehnte immer wieder abgebildet

¹⁵ Engels an Eduard Bernstein, 28.4.1883, in: MEW, Bd. 36, S. 18.

¹⁶ Vgl. Beatrix Bouvier, Eine Ikone der frühen Arbeiterbewegung, in: Dühr (Anm. 2), S. 75.

¹⁷ Vgl. dies., Karl Marx im Historienbild, in: Dühr (Anm. 2), S. 111.

wurden und in vielen Köpfen die anschauliche Vorstellung von Marx prägten.

Es war in der jungen Sowjetunion, wo schon frühzeitig ein wahrer Bilderkult um Marx entstand, wo er, „der Idolatrie und Götzendienst in all seinen Verlaufsformen geißelte und lächerlich machte, selbst zum Objekt einer fast byzantinischen Bilderverehrung“ wurde.¹⁸ Sichtbarer Ausdruck dessen und lange in Gebrauch war beispielsweise das weitverbreitete Motiv der drei Köpfe (mit Stalin vier), was auch in Anlehnung an die christliche Dreifaltigkeit zu verstehen war und später in ironischen Verwandlungen des Motivs anklang. Dies gilt auch für die Monumentalisierung, die sich ebenfalls frühzeitig entwickelte. Ein erstes – nicht erhaltenes – Marx-Engels-Denkmal wurde von Lenin bereits 1918 zum Jahrestag der Oktoberrevolution enthüllt. Eine besondere Ausprägung erhielt der Monumentalismus nach dem Tode Lenins, als man diesen wie einen Pharaon mumifizierte, sodass dieser spezifische Bilderkult um Marx ohne Lenin und Stalin heute nicht denkbar ist. Die Denkmalsetzungen waren dann sowohl in der Sowjetunion als auch später in der DDR ehrgeizige Vorhaben, verbunden auch mit dem Bestreben, eigene symbolische Orte zu schaffen. Sie wurden durchaus auch als Provokation empfunden und hatten später an manchen Orten einen Denkmalstreit zur Folge.

Wenn Friedrich Engels nach Marx' Tod dessen Porträt „weltweit“ verschickte, so war diese Welt die des späten 19. Jahrhunderts, bis zum Ersten Weltkrieg auch die der Zweiten Internationale, in der sich sozialistische Parteien auf Kongressen trafen. Und Karl Marx war eine ihrer Ikonen. Es war nur folgerichtig, dass er weltweit nicht nur bekannt wurde, sondern dann im 20. Jahrhundert sein Gedankengut in sehr unterschiedlicher Weise in Anspruch genommen wurde und noch wird. Dort, wo der Marxismus-Leninismus als Staatsideologie übernommen wurde, wurde auch die Ikone Marx staatsoffiziell und quasi unantastbar. In dem Maße, in dem Bildnis und Ikone nicht mehr nur Bestandteil der politischen Propaganda und Teil einer gelegentlich exotisch anmutenden Alltagskultur waren, verwandelten sie sich auch ins Repräsentative. Das Bildnis schmückte offizielle Gastgeschenke, wurde zur Auszeichnung in Form von Medaillen oder Orden, zierte Briefmar-

ken und Münzen – auch in der alten Bundesrepublik gab es ein entsprechendes fünf-Mark-Stück. Gerade daran kann man die unterschiedlichen Anlässe besonders gut ablesen, die zu Konjunkturen der Bildverbreitung führten. Und eben auch zur weltweiten Verbreitung des immer wiederkehrenden Porträts, modifiziert durch wenige andere anlässlich von Jubiläen wie die Erinnerung an das Erscheinen zentraler Werke. Als bislang wichtigste Jubiläen gelten der 150. Geburtstag 1968 und der 100. Todestag 1983.

Beide Jahrestage fanden noch in einer bipolaren Welt statt, was Auswirkungen auf die Konnotationen hatte, die freilich auf der gleichen Bildauswahl basierten. Dass im Westen der 150. Geburtstag mit der Studentenbewegung zusammenfiel und somit in ihrem Gefolge die Beliebtheit der Ikone Marx wuchs, hatte freilich auch einen anderen – zumindest ästhetischen – Umgang mit dem Bildnis zur Folge. Unzählige Flugblätter, Plakate und Logos sind überliefert, nicht selten kombiniert mit den altbekannten Vierer- oder Dreier-Ikonen und ebenso häufig ironisch verfremdet. Dem stand die sicher unfreiwillige Komik einer fast inflationären auch bildlichen Marx-Verehrung beispielsweise in der DDR gegenüber. Beides führte im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1989/90 zu zahlreichen ironischen Bildkommentaren, die ihrerseits Kult wurden. Diese Form des vor allem ironischen Umgangs wurde vor und nach 1989 auch in der Werbung aufgegriffen.¹⁹ Auch im Netz begegnet uns das Porträt von Karl Marx auf vielfältige Weise, aber immer erkennbar. Zahlreiche Videos und Clips drehen sich um Marx und seine Philosophie, um die Bedeutung für die heutige Zeit oder aber es sind Parodien und Sketche nach Art von Monty Python. Doch das Marx-Bild oder die Bilder sind die, die längst im „öffentlichen Bildgedächtnis verankert sind“.²⁰

¹⁹ Vgl. Rudi Maier, *Marx. Macht. Werbung. Was das Bild von Karl Marx uns erzählt*, in: Dühr (Anm. 2), S. 31–37.

²⁰ Dorothee Henschel, *World Wide Marx. Karl Marx und das Web 2.0*, in: *Ikone Marx*, S. 39–45, hier S. 43.

²¹ Iring Fetscher, *Karl Marx*, in: Étienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl*, Bonn 2005, S. 158.

²² Einen Überblick dazu bietet die opulente Sammlung von Bildern und Bildnissen, die weit mehr sind als die im Titel angeführten Karikaturen, bei Rolf Hecker/Hans Hübner/Shunichi Kubo (Hrsg.), *Grüß Gott! Da bin ich wieder! Karl Marx in der Karikatur*, Berlin 2008.

¹⁸ Barbara Mikuda-Hüttel, *Aufstieg und Fall einer Bild-Ikone in der Sowjetunion und in der DDR*, in: Dühr (Anm. 2), S. 21–29.



Abbildung 3: Wandteppich mit Porträts von Marx, Engels und Lenin, Bangladesch, vermutlich 1974

Quelle: Deutsches Historisches Museum, Berlin/S. Ahlers

BILD-IKONE BIS HEUTE?

Die Ikone Karl Marx verschwand keineswegs aus dem öffentlichen Gedächtnis. Was verschwand, war der oktroyierte Marx, nicht aber die Ikone und noch viel weniger die „Ikone im Kopf“. Karl Marx sei heute „in den Köpfen“ zu finden, sagte der Politikwissenschaftler Iring Fetscher in den „Deutschen Erinnerungsorten“.²¹ Das könnte man dahingehend erweitern, dass schon das Bild von Karl Marx, Porträts auf der Basis der Fotografie von 1875, Vorstellungen evoziert, die etwas mit den Ideen von Karl Marx zu tun haben. Eine zentrale Frage ist, in welcher Gesellschaft wir leben und in welcher wir leben wollen. Karl Marx oder allein sein Porträt erinnern uns daran, dass es Analysekatégorien gibt, das zu begreifen und ändern zu wollen. Es ist sowohl das Porträt selbst als auch die damit verbundene Bildsprache, die weltweit bekannt sind und verstanden werden.²²

Wenn der eingangs angeführte Film über den jungen Marx einen unbekanntem Marx in den Vordergrund stellt, so bleibt die Frage, ob er das im Bildgedächtnis verankerte Porträt wird verdrängen können. Sicher ist es immer wieder nötig, daran zu erinnern, dass Marx vielfältiger war, war er doch Universalgelehrter, Journalist, Politökonom und Revolutionär zugleich. Dennoch wird er immer wieder auf dieses eine Bild – eben auch als „Bild im Kopf“ mit zumindest assoziativen Inhalten – reduziert werden. Es mag inflationär verwendet werden, Souvenirs aller Art schmücken, den Tourismus befördern und zur Entideologisierung beitragen, entpolitisieren kann dieses Bild Marx nicht.

BEATRIX BOUVIER

ist habilitierte Historikerin und leitete von 2003 bis 2009 das Karl-Marx-Haus in Trier. Sie war Kuratorin der Ausstellung „Ikone Marx“.

beatrix.bouvier@t-online.de

POSTWACHSTUMSÖKONOMIK

Wachstumskritische Alternativen zu Karl Marx

Niko Paech

Nicht nur die Analyse moderner Industriegesellschaften, sondern auch Fragen nach einer menschenwürdigen, gerechten Gesellschaft sind selten so präzise und vorausschauend behandelt worden wie in „Das Kapital“ von Karl Marx. Während Aristoteles einen Begriff des „guten Lebens“ unter antiken Bedingungen entwarf, der zu weit von einer technologisch geprägten Gegenwart entfernt ist, sprengte die von Thomas Morus idealisierte „Utopia“ jeden Realitätssinn. Hoffnungen auf eine humanere Welt stützten sich fortan auf wissenschaftlich-rationale Fortschrittskonzeptionen, die Francis Bacon mit einer umfassenden Naturbeherrschung assoziierte. Diese Vorstellung von instrumenteller Vernunft hat bis heute nichts an Relevanz verloren: Irdische Ressourcen seien in Mittel umzufunktionieren, aus denen sich eine unbegrenzte Steigerungspirale menschlichen Wohlergehens speisen soll.

Mittels dieses Fortschrittsimperativs, so proklamierte Georg Simmel, müsse es möglich sein, die „Menschheitstragödie der Konkurrenz“⁰¹ zu überwinden: „In dem Maße, in dem man weitere Substanzen und Kräfte aus dem noch unokkupierten Vorrat der Natur in die menschliche Nutznießung hineinzieht, werden die bereits okkupierten von der Konkurrenz um sie entlastet.“ Soziale Konflikte könnten in solche zwischen Mensch und Natur umgelenkt werden. Frieden und politische Stabilität in einen nie endenden Malstrom wirtschaftlichen Wachstums einzubetten, um alle potenziellen Verteilungskonflikte sanft hinfort zu spülen, entspricht auch der Neo-Schlaraffenland-Logik entgrenzter Konsumgesellschaften.

Nun wird diese zivilisatorische Großbaustelle von zwei Ambivalenzen überschattet, deren erste von Marx prominent und folgenreich vertieft wurde: die soziale Frage. Denn dass ausgerechnet jene Mittel, die einen stetig wachsenden ökonomischen Gabentisch bereiten und die Welt befrieden sollten, tatsächlich in Ausbeutung, Verteilungungerechtigkeit, Machtkonzentration und Krisen ausarten

würden, musste eine harsche Auseinandersetzung mit der dafür ursächlichen Wirtschaftsform entfachen, dem sogenannten Kapitalismus.

Erst später offenbarte sich eine zweite, weit- aus existenziellere Nebenwirkung des modernen Wirtschaftens. Mit dem ersten Bericht an den Club of Rome 1972 wurde deutlich, dass sich die zwecks sozialen Fortschritts entfesselte Naturbeherrschung nicht durchhalten lässt und überdies eine ökologische Überlebenskrise heraufbeschwört. Die Reaktionen waren und sind zweigeteilt: Zum einen wird argumentiert, dass der zwar expansive, jedoch aus ökonomischer und sozialer Sicht angeblich bewährte Modernisierungsvorgang fortgesetzt werden könnte, wenn er durch ein nachgebessertes, nunmehr ökologisches Modernisierungsprogramm ersetzt würde. Mittels intelligenter Innovationen könnte das ohne Wirtschaftswachstum nicht zu stabilisierende Konsum- und Mobilitätsparadies von Umweltschäden entkoppelt werden. So ließe sich die soziale Fortschrittslogik retten, nunmehr im Gewand eines „grünen Wachstums“ und basierend auf Investitionen in ökologische Effizienz, erneuerbare Energien und geschlossene Stoffkreisläufe.

Die wachstumskritische Gegenposition, unter anderem vertreten durch die Postwachstumsökonomik, verneint diese Möglichkeit. Das wirft ein vollkommen anderes Licht auf Verteilungs- und Gerechtigkeitsbelange.⁰² Deshalb soll im Folgenden erkundet werden, ob die von Marx geprägten Vorstellungen von sozialem Fortschritt noch als plausibel gelten können.

GERECHTIGKEIT UND ÖKOLOGIE

Wachstumskritische Standpunkte innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses verweisen zumeist auf die Gesetze der Thermodynamik.⁰³ Diese implizieren, dass eine ökologische Entkopplung industrieller Wertschöpfung schon theoretisch nicht darstellbar ist, geschweige denn empirisch

jemals nachzuweisen war, wenn alle temporalen, räumlichen, stofflichen und systemischen Verlagerungs- und Rebound-Effekte vermeintlicher umwelttechnischer Fortschritte berücksichtigt werden. Als plausible Perspektive verbleibt folgerichtig nur eine Abkehr von der Wachstumsorientierung. Mehr noch: Die industrielle Wertschöpfung und fossile Mobilität müsste in den Konsumgesellschaften derart reduziert werden, dass die Ressourcenverbräuche pro Kopf auf ein ökologisch übertragbares Niveau sinken können. So impliziert das Zwei-Grad-Klimaziel bei globaler Gleichverteilung der damit kompatiblen Gesamtmenge an CO₂-Emissionen ein individuelles Budget von maximal circa 2,5 Tonnen pro Jahr. Tatsächlich liegt dieser Wert in Deutschland bei rund elf Tonnen.

Der verteilungspolitisch verfügbare Wohlstand ist damit nach oben begrenzt, was gleichbedeutend mit der Rückkehr zur überwunden geglaubten Nullsummenlogik ist: Welchen materiellen Spielraum darf ein einzelnes Individuum während seines Lebens ausschöpfen, ohne ökologisch – und damit zugleich sozial – über seine Verhältnisse zu leben? Einen mutmaßlichen Überschuss „gerecht“ verteilen zu wollen, der in einer gerechten Welt gar nicht existieren dürfte, weil er auf irreversibler Plünderung beruht und somit zukünftige Lebensperspektiven zerstört, führt sich selbst ad absurdum. Deshalb beschränkt sich ein wachstumskritischer Gerechtigkeitsbegriff nicht auf die typischerweise von links-emanzipatorischer Seite ausschließlich betrachtete horizontale, also interpersonelle Verteilung. Sie adressiert zunächst eine vertikale, also intergenerationale Dimension: Als erstes wäre ein ökologischer Rahmen zu definieren, um im zweiten Schritt einen daraus zu generierenden Wohlstand verteilen zu können.

Was bringt moderne Zivilisationen dazu, sich systematisch über diese ökologische Knappheitsregel hinwegzusetzen, also Substanzverzehr mit Überschüssen zu verwechseln? Drei Erklärungsmuster: Es wird *erstens* an der sogenannten Green-Growth-Utopie festgehalten, mittels umwelt-

technischen Fortschritts einen plünderungsfreien Wohlstand erzeugen zu können. Es werden *zweitens* fortlaufend neue Armutspänomene, Gerechtigkeitsdefizite oder Bedürfnisse identifiziert, von denen politischer Handlungsdruck ausgeht. Deren Beseitigung beziehungsweise Befriedigung verspricht jedoch nur dann Wählerstimmen, wenn nicht zugleich anderen Wählergruppen Umverteilungsmaßnahmen zugemutet werden. Also flüchtet sich die Politik in eine Wachstumsstrategie oder Staatsverschuldung – was wiederum nur vorweggenommenes Wachstum bedeutet –, um das andernfalls drohende Nullsummenspiel zu überwinden. *Drittens*: Fehlleitende Erklärungsmuster zur Entstehung materiellen Wohlstandes blenden dessen plündernden Charakter schlicht aus.

ARBEITSWERTLEHRE ALS PROBLEM

Der Marxismus, vorwiegend seine Weiterentwicklungen, bedient mehr oder weniger alle drei obigen Erklärungsmuster, wobei das letzte eine besondere Rolle spielt. Marx wird regelmäßig zugutegehalten, er habe bereits früh naturzerstörerische Wirkungen kritisiert: „Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“⁰⁴ Aber wohlfeile Einsichten verraten nichts über deren Konsequenzen. Und hier erweist sich „Das Kapital“ bestenfalls als widersprüchlich.

Das Dogma der marxistischen Arbeitswertlehre, wonach allein Arbeit Wert erzeugen kann, blendet den Beitrag ökologischer Plünderung zur Wertschöpfung aus. Marx räumt zwar ein: „Arbeit ist also nicht die einzige Quelle der von ihr produzierten Gebrauchswerte, des stofflichen Reichtums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter.“⁰⁵ Aber an vielen anderen Stellen schimmert ein Produktivismus durch, der die Beherrschung der Natur im Sinne Bacons akzentuiert. Es besteht kaum Zweifel daran, dass es Marx gerade nicht um eine Überwindung der technischen, sondern der institutionellen Strukturmerkmale kapitalistischer Produktionsverhältnisse ging. Der Natur selbst wird dabei kein Wert beigemessen. „Ein Ding kann Gebrauchswert

01 Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, München–Berlin 1920, S. 305.

02 Vgl. Niko Paech, *Befreiung vom Überfluss*, München 2012.

03 Vgl. Nicholas Georgescu-Roegen, *The Entropy Law and the Economic Process*, Cambridge 1971; Jacques Neiryneck, *Der göttliche Ingenieur. Die Evolution der Technik*, Renningen 1994.

04 Karl Marx, *Das Kapital*. Erster Band, in: *Marx-Engels-Werke* (MEW), Bd. 23, Berlin (Ost) 1962, S. 529f.

05 Ebd., S. 58.

sein, ohne Wert zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein Nutzen für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz usw.“⁰⁶

Anders als etwa die Vertreter der klassischen Nationalökonomie wie Adam Smith und David Ricardo, auf die sich Marx durchaus bezieht, erkennt er Boden und Kapital nicht als Produktionsfaktoren an. Sehr explizit grenzt er sich zudem von den Physiokraten ab, deren wachstumspessimistische Ausrichtung seinerzeit nicht nur von ihm für rückständig gehalten wurde. Zwar kann Marx zugestimmt werden, wenn er „die Lehre der Physiokraten von der Unproduktivität aller nicht agrarischen Arbeit“⁰⁷ kritisiert. Aber der Umkehrschluss, allein in menschlicher Arbeitskraft die Quelle des „stofflichen Reichtums“ zu sehen, erweist sich als mindestens so inakzeptabel. Diese Vorstellung wäre bestenfalls mit einer vorindustriellen Sphäre – auf die Marx aber gerade nicht fokussiert – vereinbar, nämlich Produktionsbedingungen, unter denen in Ermangelung von energieumwandelnden Technologien allein körperliche Verrichtungen dazu dienen können, Materie in Produkte umzuwandeln. Je mehr maschinelles Equipment eingesetzt wird, um menschliche Verrichtungen zu verstärken oder durch Automatisierung zu ersetzen, desto höher ist zwar rein rechnerisch die Arbeitsproduktivität, aber tatsächlich sind es in zunehmendem Maße Energieträger, Flächen, Materie sowie ökologische Assimilationskapazitäten, deren Verbrauch entstehen lässt, was dann als „Überschuss“ bezeichnet wird.

„Durch die Betätigung der Arbeitskraft wird also nicht nur ihr eigener Wert reproduziert, sondern ein überschüssiger Wert produziert. Dieser Mehrwert bildet den Überschuss des Produktwerts über den Wert der verzehrten Produktionsmittel und der Arbeitskraft.“⁰⁸ Marx kritisiert, dass Unternehmer sich unter kapitalistischen Verhältnissen den Mehrwert menschlicher Arbeitskraft aneignen. In einer Welt ohne Ausbeutung dürfte dieser Überschuss der arbeitenden Klasse nicht mehr vorenthalten werden, indem „der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen (...); ihn mit

dem geringsten Kraftaufwand und unter den, ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn. (...) Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung.“⁰⁹

Dies sei möglich, denn „zugleich erweitern sich die Produktivkräfte“,¹⁰ das heißt innovativer Technikeinsatz erhöht die Arbeitsproduktivität, sodass menschliche Verrichtungen von Maschinen übernommen werden. Damit läuft auch die marxistische Vision in zweierlei Hinsicht auf einen Substanzverzehr hinaus: Erstens weil bei gleicher Produktionsmenge weniger Arbeitskraft eingesetzt wird, die durch Energie, Flächen und Mineralien verbrauchende Apparaturen ersetzt wird; zweitens durch jegliches Fehlen einer Begrenzung der Produktionsmenge.

Auch wenn im „Kapital“ die „gerechte“ Verteilung nicht definiert ist, lässt sich als Minimalbedingung ableiten, dass zumindest jegliche „Ausbeutung“ zu vermeiden wäre. Sie scheint aus marxistischer Sicht damit einherzugehen, dass sich ein bestimmter Personenkreis – die „Kapitalisten“ – Überschüsse aneignet, die in keiner reziproken Beziehung zur eigenen Leistung stehen. Außerdem werden andere Personen – die „Arbeiter“ – durch diese Entwendung des ihnen zustehenden Arbeitsergebnisses geschädigt. Aber dieses doppelte Kriterium für den Tatbestand einer „Ausbeutung“ kann auch durch Konsum erfüllt werden, zumal dieser per definitionem bedingt, dass Verbrauch und Entstehung von Leistungen zwei getrennte Sphären bilden. Mit anderen Worten: Konsumenten verbrauchen, was sie selbst nicht herstellen können oder wollen. Deshalb bedürfen Konsumenten lediglich eines hinreichend hohen Realeinkommens, um sich materielle Leistungen anzueignen, die beliebig weit von jener Ausstattung entfernt sind, die nötig wäre, um die eigene Arbeitskraft zu reproduzieren.

Dass diese Aneignungsform überhandnehmen könnte, war für Marx angesichts der seinerzeit beobachtbaren sozialen Misere und der von ihm prognostizierten Verelendungstendenzen sowie dem unterstellten „tendenziellen Fall

⁰⁶ Ebd., S. 55.

⁰⁷ Ebd., S. 205.

⁰⁸ Ebd., S. 223.

⁰⁹ Karl Marx, Das Kapital. Dritter Band, in: MEW, Bd. 25, Berlin (Ost) 1964, S. 828.

¹⁰ Ebd.

der Profitrate“ nicht vorherzusehen. Konträr zu diesen Vorhersagen haben technologisch bedingte Erhöhungen der Arbeitsproduktivität immense Spielräume für Lohnsteigerungen eröffnet. Zugleich konnte infolge hinreichenden Wirtschaftswachstums nicht nur politisch destabilisierende Arbeitslosigkeit vermieden werden, es konnten sogar stetig mehr Menschen in den industriellen Arbeitsprozess integriert werden. Warum wird die auf diese Weise herangereifte globale Konsumentenklasse, deren ruinöser Lebensstil inzwischen die ökologische Kapazität mehrerer Planeten verschlingt, aus marxistischer Sicht nicht auch als „ausbeuterisch“ bezeichnet?

Prinzipiell rechtfertigt die Arbeitswerttheorie jeden beliebigen Konsumwohlstand als „verdienten“ Mehrwert eigener Arbeitsleistungen. Dessen Niveau steigt, wenn sich die Produktivkräfte entfalten, also die physische Wirkung der Arbeitsleistung kraft technischer Innovationen zusehends effektiver wird. Somit werden die Beiträge menschlicher Arbeit schlicht höher bewertet und vergütet, weil rein rechnerisch auf eine Einheit an geleisteter Arbeit ein höherer Output entfällt. Aber dies verdankt sich allein einem erhöhten Technologieeinsatz, der wiederum systematisch auf ökologischer Plünderung beruht. Zudem stellt sich die Frage, wie es sein kann, dass die von Maschinen geleistete Arbeit denen angerechnet wird, die bestenfalls noch an den Knöpfen drehen. Diesen Bereicherungsmodus damit zu relativieren, dass er auf „komplizierter Arbeit“¹¹ beruhe, überzeugt indes kaum.

POSTWACHSTUMSÖKONOMIK

Die Postwachstumsökonomik kann als ökologisch orientierte Teildisziplin der Wirtschaftswissenschaften bezeichnet werden.¹² Als Lehr- und Forschungsprogramm richtet sie den Blick auf drei basale Fragestellungen. *Erstens*: Welche Begründungszusammenhänge lassen erkennen, dass ein weiteres Wachstum des Bruttoinlandsproduktes keine Option für die Gestaltung moderner Industriegesellschaften sein kann? *Zweitens*: Was sind die Ursachen dafür, dass moderne, auf industrieller Fremdversorgung basierende Volkswirtschaften

ten einem Wachstumszwang unterliegen? *Drittens*: Was sind die Merkmale einer Ökonomie, deren industrieller Output mit der Einhaltung ökologischer Grenzen harmoniert und insbesondere nicht mehr wächst (Postwachstumsökonomie)?

Neben der Analyse etlicher anderer Expansionsgrenzen gründet die Postwachstumsökonomik darauf, dass prinzipiell jedes Quantum an materiellen Freiheiten, zumal wenn diese sich aus industrieller Fremdversorgung speisen, unweigerlich mit ökologischen Schäden einhergeht. Damit wird vorherrschenden Modernitätskonstruktionen widersprochen, die unterstellen, dass ökonomische Überschüsse durch Wissen, Erfindungsreichtum, organisationale Optimierung, gesteigerte Effizienz, also quasi aus dem materiellen Nichts erschaffen und schließlich verteilt werden könnten. An dieser Fortschrittsprämisse sind der Marxismus, Neoliberalismus, Keynesianismus und Green-Growth-Ansatz orientiert.

Wird diese Prämisse verworfen und der empirische Befund berücksichtigt, dass die Mehrheit der in modernen Konsumgesellschaften lebenden Individuen materiell über ihre Verhältnisse lebt, bleibt als logische Konsequenz nur die Reduktion ökonomischer Ansprüche. Ein solcher Rückbau mag noch so sozialverträglich erfolgen, delegieren lässt er sich – konträr zum technikaffinen Green-Growth-Entwurf, dessen politischer Erfolg auf einem „Wasch-mir-den-Pelz-aber-mach-mich-nicht-nass-Versprechen“ beruht – indes an nichts und niemanden. Er kann nur auf individueller Ebene vollzogen werden, ganz gleich ob von einer politischen Instanz durch geeignete Rahmensetzungen „von oben“ oktroyiert oder aus einem autonomen Kulturwandel resultierend. Ein wachstumskritischer Ökonomieentwurf kommt deshalb nicht umhin, die notwendige Selbstbegrenzung auf der Ebene individueller Handlungsmuster abzubilden und zu strukturieren. Damit wird keineswegs eine Abstinenz politischer oder makroökonomischer Steuerungsmaßnahmen nahegelegt. Aber diese können nur als Mittel zum Zweck der Umsetzung postwachstumstauglicher Daseinsformen betrachtet werden.

REDUKTIVE ÖKONOMIE

Die Postwachstumsökonomie entspricht einem prägnant verkleinerten Industrie- und Mobilitätssystem, das innerhalb ökologischer Grenzen ohne Wachstum zu stabilisieren wäre. Grob ver-

¹¹ Ebd. S. 151.

¹² Vgl. Niko Paech, Regionalwährungen als Bausteine einer Postwachstumsökonomie, in: Zeitschrift für Sozialökonomie 158–159/2008, S. 10–19; ders. (Anm. 2).

einfach, lässt sie sich als Resultat eines fünfstufigen Programms der Reduktion beziehungsweise Selbstbegrenzung darstellen.

Suffizienz: Reduktionspotenziale auf der Nachfrageseite zu erschließen, ist nicht mit Verzicht gleichzusetzen. Das Suffizienzprinzip konfrontiert konsumtive Selbstverwirklichungsexzesse mit einer schlichten Frage: Von welchen Energieklaven und Komfortkrücken ließen sich überbordende Lebensweisen und die Gesellschaft als Ganzes zum eigenen Nutzen befreien? Welcher Wohlstandsschrott, der längst das Leben verstopft, obendrein Zeit, Geld, Raum sowie ökologische Ressourcen beansprucht, ließe sich schrittweise ausmustern? Dafür liefert eine „zeitökonomische Theorie der Suffizienz“ Beweggründe jenseits moralischer Appelle.¹³ In einer Welt der Informations- und Optionenüberflutung, die niemand mehr verarbeiten kann, wird Entschleunigung zum psychischen Selbstschutz. Das zunehmend „erschöpfte Selbst“ verkörpert die Schattenseite einer gnadenlosen Jagd nach Glück, die immer häufiger in Überlastung umschlägt.¹⁴ Eine Befreiung vom Überfluss würde heißen, sich auf eine Auswahl an Konsumaktivitäten und -objekten zu beschränken, die eingedenk begrenzter Aufmerksamkeitsressourcen überhaupt bewältigt werden kann. Selbstbegrenzung und vor allem Sesshaftigkeit – globale Mobilität hat Konsumaktivitäten als klimaschädlichste Form der Selbstverwirklichung längst verdrängt – bilden eine Voraussetzung für verantwortbare und genussvolle Lebenskunst, die nebenbei der Ökosphäre zugutekommt.

Subsistenz: Konsumenten könnten sich die Kompetenz (wieder) aneignen, manche Bedürfnisse aus eigener Kraft jenseits einer Inanspruchnahme kommerzieller Märkte zu befriedigen. Würde die Industrieproduktion prägnant reduziert, könnte das dann ebenfalls verringerte Quantum an noch erforderlicher Lohnarbeitszeit dergestalt umverteilt werden, dass eine Vollbeschäftigung mit 20 Stunden Wochenarbeitszeit einherginge. Damit würden Zeitressourcen zur Eigenversorgung freigestellt. Gemeinschaftsgärten, Tauschringe, Netzwerke der Nachbarschaftshilfe, Verschenkmärkte, Einrich-

tungen zur Gemeinschaftsnutzung von Geräten und Werkzeugen würden nicht nur zu einer graduellen De-Globalisierung, sondern zu einem geringeren Bedarf an Technik, Kapital, Transportwegen und überdies zu mehr Autonomie verhelfen. Wenn Produkte länger genutzt, eigenständig instandgehalten, repariert, gepflegt und im Bedarfsfall möglichst gebraucht erworben werden, sinkt die Abhängigkeit von industrieller Versorgung. Ähnliches bewirkt die gemeinschaftliche Nutzung von Gebrauchsgegenständen. Eine verdoppelte Nutzungsdauer oder verdoppelte Anzahl von Nutzern desselben Gegenstandes senkt den Bedarf an materieller Produktion und an Einkommen, um den Lebensunterhalt zu finanzieren.

Regionalökonomie: Viele der Konsumbedarfe, die weder durch Suffizienz noch durch Subsistenz reduziert werden können, lassen sich auf regionalen Märkten, basierend auf stark verkürzten Wertschöpfungsketten, befriedigen. Komplementäre, parallel zum Euro einzuführende Regionalwährungen könnten Kaufkraft an die Region binden und damit von globalisierten Transaktionen abkoppeln. So würden die Effizienzvorteile einer geldbasierten Arbeitsteilung zwar weiterhin genutzt, aber innerhalb eines kleinräumigen, ökologieverträglicheren und krisenresistenteren Rahmens. Insbesondere in der Nahrungsmittelproduktion, Gemeinschaftsnutzung und Nutzungsdauerverlängerung könnten regionalökonomisch agierende Unternehmen dort tätig werden, wo die Potenziale der Subsistenz enden.

Umbau der restlichen Industrie: Der verbleibende Bedarf an überregionaler industrieller Wertschöpfung würde sich auf die Optimierung bereits vorhandener Objekte konzentrieren, nämlich durch Aufarbeitung, Renovation, Konversion, Sanierung und Nutzungsintensivierung, um Versorgungsleistungen so produktionslos wie möglich zu erbringen. Hierzu tragen auch Märkte für gebrauchte und reparierte Güter sowie kommerzielle Sharing- und Verleihsysteme bei. Die Neuproduktion materieller Güter beschränkte sich darauf, einen konstanten Bestand an materiellen Gütern zu erhalten, also nur zu ersetzen, was durch sinnvolle Nutzungsdauerverlängerung nicht mehr erhalten werden kann. Zudem würde sich die Herstellung von Produkten und technischen Geräten an einem reparablen und sowohl physisch als auch ästhetisch langlebigen Design orientieren.

¹³ Niko Paech, Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz, in: Zeitschrift für Sozialökonomie 166–167/2010, S. 33–40.

¹⁴ Alain Ehrenberg, Das erschöpfte Selbst, Frankfurt/M. 2004.

Institutionelle Maßnahmen: Zu den nötigen Rahmenbedingungen zählen Boden-, Geld- und Finanzmarktreformen, wobei die vom globalisierungskritischen Netzwerk Attac geforderte Finanztransaktions- sowie eine Vermögensteuer hervorzuheben sind.

Anknüpfend an die oben dargestellte Verteilungslogik hätte jede Person ein Anrecht auf dasselbe jährliche Emissionskontingent, das allerdings interpersonal und zeitlich übertragbar sein könnte. Veränderte Unternehmensformen wie Genossenschaften, Non-Profit-Organisationen oder Konzepte des solidarischen Wirtschaftens könnten Gewinnerwartungen dämpfen. Subventionen – vor allem in den Bereichen Landwirtschaft, Verkehr, Industrie, Bauen und Energie – müssten gestrichen werden, um sowohl die hierdurch beförderten ökologischen Schäden als auch die öffentliche Verschuldung zu reduzieren. Maßnahmen, die Arbeitszeitverkürzungen erleichtern, sind unabdingbar.

Dringend nötig wären zudem ein Bodenversiegelungsmoratorium und Rückbauprogramme für Industrieareale, Autobahnen, Parkplätze und Flughäfen, um diese zu entsiegeln und zu renaturieren. Ansonsten könnten auf stillgelegten Autobahnen und Flughäfen Anlagen zur Nutzung erneuerbarer Energien errichtet werden, um die katastrophalen Landschaftsverbräuche dieser Technologien zu reduzieren. Weiterhin sind Vorkehrungen gegen geplante Obsoleszenz unerlässlich. Eine drastische Reform des Bildungssystems müsste zum Ziel haben, handwerkliche Kompetenzen zu vermitteln, nicht nur um durch Eigenproduktion und vor allem Instandhaltungssowie Reparaturmaßnahmen den Bedarf an Neuproduktion senken zu können, sondern um geldunabhängiger zu werden.

SCHLUSS

Die von Marx seinerzeit opulent ausgeführte Gegenwartsanalyse nebst daran anknüpfender Zukunftsvision dürfte den Anforderungen an eine nachhaltige Entwicklung – zumindest aus wachstumskritischer Sicht – kaum genügen. Dennoch: Auch heute vermittelt „Das Kapital“ einen scharfsinnigen Blick auf die Funktionsweise industrieller Versorgungssysteme. Die seitdem erfolgten Auslegungen und Weiterentwicklungen haben nicht unbeträchtlich zu ideologischen Überzeichnungen und Vereinnahmungen beigetragen.

Würde ein wiederauferstandener Marx versuchen, sein damaliges Werk so zu überarbeiten, das es dem Spannungsfeld zwischen Wirtschaftswachstum und ökologischen Reproduktionsbedingungen gerecht würde, müsste er sich von etlichen konstitutiven Elementen seiner Theorie verabschieden, sodass vom ursprünglichen Charakter nicht allzu viel übrig bliebe. Er würde unter anderem ein völlig anderes Verhältnis zu Fortschritts- und Gerechtigkeitsfragen entwickeln, sich von der Arbeitswertlehre distanzieren und einen weitaus umfassenderen Ausbeutungsbegriff zugrunde legen. Die Darstellung einer plünderungsfreien Lebensweise würde angesichts der mittlerweile enorm gestiegenen Wirkmächtigkeit des Konsums erfordern, die Nachfrageseite gebührend in die Analyse einzubeziehen, was im „Kapital“ nicht annähernd der Fall ist.

Insoweit langsam durchsickert, dass industrieller Wohlstand ökologisch nicht zu entkoppeln ist, verschränken sich Verteilungsfragen unweigerlich mit materiellen Obergrenzen. Zugleich rücken damit Verantwortungszuweisungen in den Blick, die bei Marx vollkommen fehlen. Die Postwachstumsökonomik verwirft nicht nur die modernistische Hoffnung, dass es nur hinreichend entwickelter Produktivkräfte bedarf, um materielle Freiheiten stetig steigern und gerecht verteilen zu können. Sie berücksichtigt überdies, dass kollektive Institutionen – zumindest unter demokratischen Bedingungen – prinzipiell nicht befähigt sind, die überlebenswichtig gewordene Selbstbegrenzung durchzusetzen. Statt schicksalsergeben auf einen politisch oder revolutionär herbeigeführten Systemwandel zu warten, begründet sie, warum eine reduktive Transformation zunächst autonom und dezentral zu entwickelnde postwachstumstaugliche Lebensführungen und Unternehmensmodelle voraussetzt, die als – materielle und damit bewährte – Blaupausen für ein Leben ohne Wachstum tauglich sind. Aber wäre das für den Begründer des dialektischen Materialismus nach allem, was wir während der vergangenen 150 Jahre lernen mussten, so abwegig?

NIKO PAECH

ist Volkswirt und Nachhaltigkeitsforscher
an der Universität Siegen.
niko.paech@uni-siegen.de

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 28. April 2017

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash (verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne-Sophie Friedel
Christina Lotter (Volontärin)
Johannes Piepenbrink
Anne Seibring
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

APuZ
Nächste Ausgabe
21-22/2017, 22. Mai 2017
**RUSSLAND UND
DEUTSCHLAND**

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fs-medien@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar;
sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter
einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine
Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz